

Reporter**FORUM**

Deutscher Reporterpreis 2020

Nominierungen in der Kategorie
Sportreportage

Inhaltsverzeichnis

Benjamin Apitius: "Bye Lebowski"	1
Christof Gertsch, Mikael Krogerus: "Der Boxer, der keiner sein wollte"	8
Tobias Haberl, Tobias Scharnagl: „Wir haben gewusst, dass es ein Risiko gibt, und er hat es auch gewusst“	45
Matthias Fiedler: "Die Unbeugsamen"	57
Sebastian Schneider: "Freigespielt"	64

Bye Lebowski

Der Handballtorhüter Silvio Heinevetter verlässt nach elf Jahren Berlin. Heute hätte eigentlich sein letztes Spiel für die Füchse sein sollen. Die Geschichte eines Abschieds

Von Benjamin Apitius, Der Tagesspiegel, 24.05.2020

Sein absoluter Lieblingsfilm ist „The Big Lebowski“. Und das kann wohl kein Zufall sein. Die Kultkomödie von den Coen-Brüdern handelt von Jeffrey Lebowski, der sich selber nur der Dude nennt. Ein entspannter Alt-Hippie, der nachmittags White Russians trinkt und der im Bademantel das Haus verlässt. Von einer Erzählerstimme wird er in der ersten Szene des Films vorgestellt als der richtige Mann am richtigen Ort zur richtigen Zeit. Als der faulste Sack aus ganz Los Angeles und Umgebung, womit er unter den faulen Säcken weltweit einen der vordersten Plätze belegen würde. Ach verdammt, seufzt der Erzähler, jetzt habe ich den Faden verloren.

In diesem Text soll nun Silvio Heinevetter ins Bild treten, der von allen nur Heine genannt wird. Bei den Füchsen Berlin war der Handballtorwart elf Jahre lang der richtige Mann am richtigen Ort zur richtigen Zeit. Und naja, räusper, ein bisschen faul ist er ganz bestimmt auch.

In diesem Sommer zieht der 35 Jahre alte Heinevetter von Berlin weiter nach Melsungen. Mit seinem spektakulären Spiel und seiner schillernden Persönlichkeit verliert die Stadt einen ihrer größten Sportler, den die ganze Republik mit Berlin assoziiert. Elf Spielzeiten und 497 Spiele lang war er das Gesicht der Füchse, er repräsentiert den deutschen Handball wie kaum ein anderer. Mit ihm im Kasten entwickelte sich der Bundesligist seit 2009 von einem Projekt zu einer Erfolgsmarke. Mit ihm im Kasten gelang der erste Titelgewinn der Vereinsgeschichte. Es folgte der zweite, der dritte, vierte, fünfte. In ganz Europa kennt man den Klub heute.

497 Spiele. Weitere mögliche elf Begegnungen wurden Heinevetter vom Virus genommen. Bei seinem letzten Spiel Anfang März gegen Flensburg ahnte noch niemand, dass dies sein Abschied sein würde im Berliner Trikot mit der Nummer zwölf. Sein allerletzter Auftritt war eigentlich für diesen Sonntag geplant. Die Füchse wären Gastgeber gewesen für das Finalturnier um den EHF-Cup – und der Verein galt als sicherer Teilnehmer am Final Four, das die Mannschaft in den vergangenen sechs Jahren fünfmal erreicht hatte. Es hätte keinen passenderen Rahmen für einen Abschied des Publikumslieblings gegeben als ein Europapokalfinale vor den eigenen Fans. Romantischer wäre da höchstens noch gar kein Abschied von den Füchsen gewesen, sprich: hätte er seine große Karriere irgendwann einmal in Berlin beendet. Aber dafür ist es zu spät. Die Unterschrift bei Melsungen ist längst getrocknet.

Verabschieden wir ihn also als Sportler mit diesem Text aus Berlin. Statt der wahren Erzählung von seinem letzten Spiel, das es nie gegeben hat, erzählen sechs Wegbegleiter aus Heinevetters Zeit bei den Füchsen, wie das all die Spiele über mit ihm war. Den Anfang aber macht Simone Thomalla. Seit mehr als zehn Jahren – beinahe seit seiner Ankunft in Berlin – steht sie nun schon an der Seite des Profisportlers. Während die Schauspielerin zu Hause die Texte für ihre Rollen lernt, bereitete sich auch Heinevetter auf seinen nächsten Auftritt vor.

„Seine Spielvorbereitung geht ja weit über das harte körperliche Training hinaus“, erzählt Thomalla. Heinevetter schaut sich vor jedem Spiel mehrere Begegnungen des nächsten Gegners an, Videosequenzen, zurück, Pause, vor, zurück. Er studiert jeden Wurf, Raffinessen, macht sich Notizen. Die Nächte wurden in der Vergangenheit dann schon mal unruhig. „Anscheinend hält Silvio auch im Traum Bälle, denn ab und an trifft mich sein Arm im Schlaf“, sagt sie. Am Spieltagsmorgen wache er im Tunnel auf. „Für Außenstehende wirkt das abgeklärt und völlig unaufgeregt. In ihm brodelt es aber gewaltig“, sagt Thomalla. Dann packt Heinevetter seine Sporttasche. „Toi, toi, toi“ wünscht sie ihm noch, schon ist er weg.

Bereits vor seinem Wechsel nach Berlin hatte der Torhüter mit seinen außergewöhnlichen Paraden die Liga im Trikot des SC Magdeburg aufgemischt. Ein junger Nationalspieler aus einer kleinen Stadt in Thüringen, über den die Leute sprachen, verrückt, emotional, charismatisch, mit dem Zeug zum Star. Genau so

jemanden hatte Bob Hanning damals gesucht. Es war das dritte Bundesligajahr, vor dem der Klub, der aus den Reinickendorfer Füchsen hervorging, nach seinem Aufstieg 2007 stand. Der Manager wollte den nächsten Schritt gehen. Neuer Name, check, neue Halle, check, neuer Star. „Wir mussten dann auch mal Transfers hinkriegen, die man uns so nicht zutraute“, sagt Hanning heute. „Mit Silvio Heinevetter war das für uns die ideale Konstellation.“ Als neuen Trainer engagierte er für die gleiche Spielzeit Dagur Sigurdsson. Zwei Volltreffer.

Im ersten Jahr unter der Führung des späteren Bundestrainers verpassten die Füchse die Europapokalränge um ein einziges Tor. In der darauffolgenden Saison ging es auf der Überholspur in die Champions League. Die ersten sieben Spiele wurden in Folge gewonnen, ein Raketenstart mit einem Sensationssieg gegen Kiel, der vor allem Heinevetter zugeschrieben wurde. Es ist der Tag, ab dem Hanning über die Füchse nicht mehr von „einem Projekt“ spricht. Es ist die Geburtsstunde des Klubs, den man heute als die Füchse kennt. Es ist der Moment, in dem Heinevetter zu einem Gesicht von Berlin wird.

Wenn Petr Stochl die Halle erreichte, ist Heinevetter meistens schon da. „Er kommt oft eine halbe Stunde früher zu den Spielen und trinkt noch einen Kaffee“, erzählt der 44 Jahre alte Tscheche, der vor zwei Jahren seine Karriere bei den Füchsen beendete. Neun Jahre lang bildete er zusammen mit dem acht Jahre jüngeren Heinevetter das Torhüterduo. „Unsere gemeinsame Zeit war viel besser, als ich es vorher erwartet hatte“, erzählt Stochl: „Wir sind Freunde geworden.“ Das Bild, das er von Heinevetter im Fuchse-Trikot niemals vergessen wird: „Wurf von Außen – und Heine schräg in der Luft: mit dem Bein über der Latte und der Hand auf dem Boden! Unglaublich!“

Sigurdsson und Velimir Petkovic, Heinevetters langjährige Trainer bei den Füchsen, schwören auf dieses Doppel, das zu den besten in der Bundesliga zählte. „Die verstanden sich einfach blendend“, sagt Petkovic, „haben sich gegenseitig immer unterstützt.“ Zu Sigurdssons Zeiten suchte der Verein mal vergebens nach einem geeigneten Torwarttrainer – sie waren einfach *zu gut*. „Wir haben niemanden gefunden, der Heinevetter oder Stochl hätte besser machen können“, sagt der Isländer.

Vor allen Heinevetter könne man nicht so leicht trainieren, sagen beide Trainer, zumindest nicht mit klassischen Übungen, sein Stil sei dafür viel zu eigen. So wie die US-amerikanische Ausnahmeturnerin Simon Biles eigene Elemente am Schwebebalken kreierte, so ist auch Heinevetters Stil in der Welt der Torhüter schlicht einzigartig. Niemand sonst pariert so wie er. „Silvio ist unberechenbar“, sagt Petkovic: „Wenn ich meine Spielauswertungen gemacht habe, wunderte ich mich oft, wie er einige Bälle gehalten hatte. Das konnte nur er so.“

Als Petkovic im Dezember 2016 nach Berlin kam, eilte Heinevetter ein Ruf voraus. In der Szene gilt er als schwierig. Aber das habe sich für ihn nicht bestätigt. „Heine ist eine sehr gute Seele“, sagt er: „Nur trainieren wollte er halt nicht.“ Diese Erfahrung hatte auch Sigurdsson schon gemacht, aber er hatte da ein paar Tricks. „Heine mag keine Übungen – aber wenn man ihm die als Wettkampf anbietet, dann dreht er sofort durch und möchte gewinnen.“ Und wenn er sich mal ein paar Spiele hat hängen lassen – „dann habe ich einfach Petr spielen lassen. Dann kommt Heine noch stärker zurück. Das ist einfach sein Charakter.“ Der 47-Jährige zählt Heinevetter heute zu seinen absoluten Lieblingsspielern, dem er einen Riesenanteil an der Erfolgsgeschichte der Füchse zuschreibt. Was er aus der gemeinsamen Zeit für immer in Erinnerung behalten wird: „Wie er sich beim Dauerlauf quält! Das ist für mich ein superschönes Bild für die Ewigkeit“, muss Sigurdsson lachen.

In der Kabine saß Heinevetter zuletzt neben Paul Drux, also über Eck, dazwischen passte höchstens Hund Arnie, den der Torwart manchmal zu den Spielen mitbrachte. Als Drux 2011 als 16-Jähriger ins Sportinternat zu den Füchsen wechselte, kannte er Heinevetter nur aus dem Fernsehen und hat „auf jeden Fall ehrfürchtig zu ihm aufgeblickt“, erinnert er sich: „Und jetzt haben wir so viele Spiele bestritten und einige Titel zusammen gewonnen! Schon krass.“ Was Heinevetter in der Vergangenheit gewesen ist, soll Drux nun in der Zukunft sein: das Gesicht, die Stimme, das Herz der Mannschaft. So ist es in Berlin schon länger von Manager Hanning vorgesehen. Drux konnte über die Jahre also viel lernen. „Heine hat immer das angesprochen, was er ansprechen wollte. Er hat sich nie versteckt“, sagt er: „Wenn es mal schlecht lief, hat er auch mal einen Mannschaftsabend initiiert. Da war er schon extrem wichtig für unseren Zusammenhalt.“

Wenn das Spiel beginnt, sagte Heinevetter vor Jahren dem „Tagesspiegel“, lege er einen Schalter um, dann erst wieder bei Spielschluss – was dazwischen passiert, wisse er hinterher kaum mehr. Simone Thomalla erkennt ihren Freund während der 60 Minuten nicht wieder. Das seien zwei komplett unterschiedliche Menschen: „Es gibt den Handballspieler, den Sportler Silvio – und es gibt den privaten Silvio.“ Der private Silvio ist dann ein bisschen wie der Dude aus „The Big Lebowski“. Auf jeden Fall entspannt. In der Coronazeit verließ auch Heinevetter das Haus im Bademantel, Thomalla machte davon ein Foto für Instagram. „Er sympathisiert sehr mit der Filmfigur“, lacht sie: „Der Look gefällt ihm. Und das Getränk kann er auch vertragen.“

Der Handballspieler dagegen, der Sportler Silvio, sei „ehrgeizig krank“, sagt Sigurdsson, der da ganz ähnlich tickt: „Wir hassen es beide zu verlieren! Das ist natürlich ein Supertyp für jede Mannschaft.“ Sigurdsson muss jedes Spiel gewinnen. Heinevetter muss jeden Ball halten. JEDEN BALL! „Wenn er mal 20 Minuten nirgends dran kommt“, sagt Stochl, „bleibt er trotzdem immer hochmotiviert. Und dann fängt er plötzlich wieder einen.“

Für die Zuschauer in der Halle ist Heinevetter ein Erlebnis. Der Torhüter brennt während des Spiels, er schimpft und zetert, er reckt die Faust und jubelt, haut aufs Parkett, sein Spiel bebt vor Emotionen. Die Spieler der anderen Mannschaft macht das reihenweise fertig. „Ich kenne nur wenige Spieler“, sagt Sigurdsson, „die sich so in die Köpfe der Gegner schmuggeln können.“ Heinevetter schafft es, dass auch die abgebrühtesten Rückraumspieler vor ihrem Wurf plötzlich ein Mikrogramm Unsicherheit verspüren. Das reicht bei den meisten schon und sie beginnen zu zögern, verwerfen, werfen gar nicht mehr.

Es gibt auf diesem Planeten nur einen einzigen Spieler, den das nie juckte. Behauptet Iker Romero, wer sonst. „Ich habe in der Nationalmannschaft gegen Heine gespielt und als er noch bei Magdeburg war“, erzählt der Spanier, der seine Karriere vor fünf Jahren in Berlin ausklingen ließ. Romero hält seinen früheren Mitspieler weltweit für einen der besten Torhüter seiner Generation. „Aber ich denke, für ihn war das immer ein bisschen schwierig gegen mich zu spielen, da hat er nie einen Ball gehalten.“ Frotzeleien auf höchstem Niveau.

Mit seiner Besessenheit, die das ganze Publikum in der Max-Schmeling-Halle elektrisieren konnte, bringt Heinevetter in allen anderen Hallen die Zuschauer gegen sich auf – das manchmal auch klar zum Nachteil für die eigene Mannschaft. „Heine musst du einfach hassen oder lieben“, lacht Petr Stochl: „Der geht nicht neutral.“ Genau diese explosive Stimmung, in die er beide Fanlager reißen kann, macht ihn am gefährlichsten, dann ist es nicht mehr weit zu einem weiteren Rausch, in den er sich spielen kann. „Den Pokalsieg 2014 haben wir ganz allein ihm zu verdanken“, erinnert sich Stochl: „Das war sein Wochenende.“ „Im EHF-Cup-Finale 2015 hat er den Unterschied gemacht“, sagt Sigurdsson. „Beim EHF-Cup-Finale in Magdeburg 2018 war die ganze Halle gegen uns“, erinnert sich Petkovic: „Da war er mein größter Held.“ Das Spiel, das Simone Thomalla nie vergessen wird: „In der Champions League gegen Leon! Als sie im Rückspiel elf Tore aufgeholt haben! Diese Freude von damals werde ich meinen Lebtag nicht vergessen. Das war einfach gigantisch.“

Elf Spielzeiten und fünf Titel in ein und demselben Verein reichen andernorts für die Ewigkeit. In Berlin konnte sich der Nationaltorhüter zuletzt nicht mehr als der richtige Mann am richtigen Ort zur richtigen Zeit fühlen. Vor einem Jahr unterschrieb Heinevetter dann kurzentschlossen einen Vertrag in Melsungen von diesem Sommer an. Es bleibt im Verborgenen, was ganz genau dazu führte. Fest steht, dass „wir uns als Paar natürlich gewünscht hätten, dass Silvio seine Karriere hier in Berlin hätte fortsetzen oder beenden können“, sagt Simone Thomalla. Für ein Karriereende bei den Füchsen wollte Heinevetter aber „noch zu lange spielen“, entgegnet Manager Hanning: „Wir konnten uns vertragstechnisch nicht einigen.“ Wenige Wochen darauf präsentierte der Klub in dem damals 23 Jahre alten Dejan Milosavljev die Nummer eins der Zukunft.

Die Nachricht von Heinevetters Vereinswechsel sorgte für einiges Entsetzen. „Ich musste da erstmal schlucken“, sagt Drux. „Mich hat das sehr überrascht“, sagt Stochl. „Ich konnte mir das eigentlich nicht vorstellen, dass das einmal passiert“, sagt Sigurdsson. Auch Petkovic war geschockt: „Aber ich war nicht lange traurig, weil ich wusste, ich gehe dann ja auch.“ Der Bosnier, dessen Vertrag im Sommer ausgelaufen wäre, und Heinevetter hatten noch ein letztes gemeinsames Ziel: das EHF-Cup-Finale

in der Max-Schmeling-Halle. Daraus wurde für beide nichts: Ende Februar wurde Petkovic vorzeitig entlassen. Dann kam das Virus.

Wie auch immer dieses allerletzte Spiel für Silvio Heinevetter ausgegangen wäre, in einem waren sich alle Befragten einig. Der Party-Mann, wie ihn Velimir Petkovic nennt, wäre mit seiner Mannschaft noch losgezogen, ganz sicher auch in einer Karaokebar gelandet. Sein schönstes Lied? „Soldadito Marinero“, lacht Iker Romero. Was er aus diesen gemeinsamen Nächten nie vergessen wird? „Das erzähle ich hier bestimmt nicht“, sagt Paul Drux. Ein wirklicher Freund eben. Einer von vielen, die Heinevetter bei den Füchsen gefunden hat. Auf seinem Telefon hätten sich in diesen Stunden wohl Abschiedswünsche all seiner ehemaligen Mitspieler aus der Berliner Zeit gesammelt. Die Mailbox-Ansage ist ein Zitat aus „The Big Lebowski“: *„Manchmal frisst du den Bären, und manchmal frisst der Bär eben dich.“*

Halt die Ohren steif, Dude, sagt der Erzähler ganz am Ende des Films. Halt auch Du die Ohren steif, Heine.

Der Boxer, der keiner sein wollte

Es war die grösste Überraschung in der Geschichte des Sports: Buster Douglas besiegt den unbezwingbaren Mike Tyson. Und zerstört damit zwei Leben. Das von Tyson und sein eigenes.

Von Christof Gertsch und Mikael Krogerus, Das Magazin, 26.09.2020

Neujahrstag 1990. Die Eltern von Buster Douglas sitzen am Küchentisch eines kleinen Hauses in Columbus, Ohio, einer Stadt im Nordosten der USA.

«Stimmt es, was man über den Gegner unseres Sohnes sagt?», fragt die Mutter.
«Stimmt es, dass er ein Tier ist?»

«Ja», sagt der Vater.

«Ist er ... so wie du?»

«Ja», antwortet der Vater, früher selbst ein gefürchteter Boxer. «Ja, er ist wie ich. Er ist ein Killer.»

Er, das ist Mike Tyson. Der zu diesem Zeitpunkt bekannteste Boxer der Welt, in 37 Kämpfen 37 Mal als Sieger aus dem Ring gestiegen. Seit er mit zwanzig Jahren jüngster Schwergewichtsweltmeister der Geschichte wurde, ist er der Mann, um den sich die Boxwelt dreht. Ihn umgibt eine Aura der enthemmten, nie da gewesenen Brutalität, selbst gestandene Boxer erstarren in Angst vor ihm.

Gegen diesen Killer tritt jetzt James Douglas an, den alle Buster nennen. Er ist ein guter Boxer, keine Frage, aber auch ein weicher. Einer mit Talent, aber ohne viel Ehrgeiz.

Bis zum Kampf sind es nur noch wenige Wochen, aber nach dem Gespräch mit ihrem Mann kommt Busters Mutter zum Schluss, dass sie den Fight verhindern muss.

Sie zitiert Buster zu sich: «Baby, du darfst nicht in den Ring steigen. Ich mache mir Sorgen um dich.»

«Sorge dich nicht um mich», sagt ihr Sohn, «du solltest dir eher Sorgen um den Hurensohn machen, gegen den ich kämpfen werde.»

In diesem Moment sieht die Mutter zum ersten Mal ihren Mann im Gesicht ihres Sohnes.

Die Szenen zwischen Mutter und Vater und zwischen Mutter und Sohn klingen wie ausgedacht, aber genau so schildern sie sowohl Buster als auch sein jüngerer Bruder Billy.

Kapitel I: Dreissig Jahre danach

Buster Douglas gibt Kindern Boxunterricht, Mike Tyson eröffnet eine Cannabisfarm.

An einem Februarmorgen 2020 tritt ein junger Mann durch die Tür des Thompson Community Center in Columbus, Ohio, und klopft den Schnee von seinen Schuhen. «Dad kommt gleich», sagt er.

Eine kleine Ewigkeit verstreicht, dann schleicht sein Vater um die Ecke – noch grösser, als er früher im Fernsehen wirkte, und bestimmt doppelt so schwer. Er geht, wie er spricht: langsam und leise.

In den Tagen zuvor fragten wir uns, wie es sein würde, diesem Mann zu begegnen. Buster Douglas, heute sechzig Jahre alt, war am 11. Februar 1990 verantwortlich für die grösste Sensation im Sport, den K.-o.-Sieg gegen Mike Tyson, den «Killer». Würden wir in ihm den Schwergewichtsweltmeister von damals erkennen?

Womit wir nicht gerechnet haben: dass sein Gesicht so voller Sanftmut sein würde, sein Händedruck so schwach. Die Härte, von der man denkt, dass ein Schwergewichtsweltmeister sie braucht – sie geht Buster Douglas komplett ab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er wirft einen Blick in sein Gym. Hier hat er selbst früher trainiert, jetzt bringt er Kindern aus der Nachbarschaft das Boxen bei. An der Wand hängen Fotografien von Buster Douglas mit Bill Clinton und Barack Obama.

Schliesslich sagt er: «Gehen wir?» Er will uns zeigen, wo er aufgewachsen ist, doch irgendwie wirkt er abwesend.

Am Abend wird es im Stadtzentrum von Columbus ihm zu Ehren eine Feier geben, im grossen Ballsaal des Hyatt. Das genaue Programm kennt er nicht, doch auch so weiss er, was ihn erwartet: ein alles andere als unbeschwertes Zusammentreffen mit den Leuten, die seine Karriere ermöglicht haben. Er wird seinen ehemaligen Manager John Johnson wiedersehen, mit dem er jahrelang nicht gesprochen hat. Seinen Onkel und Trainer J. D. McCauley, der einen Keil durch die Familie trieb. Und seinen Freund John Russell, der von sich behauptet, der wahre Trainer gewesen zu sein, und für die beiden anderen nur Flüche übrig hat.

Busters Sohn, er heisst Artie, setzt sich ans Steuer, Buster neben ihn. Es schneit, aber alles ist grau. Columbus ist eine Stadt, wie es viele gibt in den USA, von denen nie die Rede ist, die in keinem Roman und keiner Fernsehserie vorkommen und die man sofort vergisst, wenn man sie verlässt. Während Artie das Auto wortlos durch die Quartiere steuert, erzählt Buster Douglas seine Geschichte. Zuerst murmelnd, sodass wir uns nach vorne beugen müssen, um ihn zu verstehen, später wütend und laut.

In den Tagen und Wochen danach werden wir viele weitere Gespräche führen mit Leuten, die damals dabei waren. Zusammenfassend kann man sagen: Wie alle grossen Boxkämpfe ist auch dieser geprägt von Mythen und Halbwahrheiten. Alle Beteiligten erzählen eine andere Version, alle glauben sich im Recht, und alle haben dafür ihre Gründe. Wie Gesteinsschichten haben sich die Berichte in den Jahren, die seither vergangen sind, übereinandergelegt.

Nur das Treffen mit Mike Tyson wird bis zuletzt nicht stattfinden. Es heisst, er besitze eine Cannabisfarm in Kalifornien, doch niemand kann uns mit Sicherheit sagen, ob der Betrieb schon aufgenommen wurde. Interviewanfragen werden von Tysons Seite zunächst enthusiastisch beantwortet und laufen dann ins Leere. Gleichzeitig sendet Tyson über die sozialen Medien Rauchsignale: Eminem, Dennis Rodman, Snoop Dog

und viele andere besuchen ihn für seinen Podcast. Sie wollen über seine brutalsten Knock-outs reden, er über seine tiefsten Ängste.

Es gehört zu den vielen Widersprüchlichkeiten Tysons, dass er, nachdem er mehrfach erklärt hatte, mit Boxen nie mehr etwas zu tun haben zu wollen, in diesem Sommer sein Comeback ankündigte: Ende November will er im Alter von 54 Jahren gegen den drei Jahre jüngeren Roy Jones Jr. einen Showkampf bestreiten.

Nach und nach, aus Buster Douglas' Erzählungen und unseren Recherchen, entsteht dieser Text. Er beruht, das ist wichtig zu erwähnen, auch auf Arbeiten der beiden US-amerikanischen Sportreporterlegenden Gary Smith und vor allem Joe Layden, die in den letzten 35 Jahren viel über Douglas und Tyson geschrieben haben. Mit Layden konnten wir uns länger unterhalten, sein «The Last Great Fight» zählt zu den besten Sportbüchern überhaupt. Eine weitere wichtige Quelle war der Dokumentarfilm «42 to 1», dessen Autoren Ben Houser und Jeremy Schaap uns viele Hintergrundinformationen zu dem Fight gegeben haben.

Die Geschichte vom Aussenseiter, der gegen jede Erwartung Weltmeister wurde, ist natürlich eine sehr amerikanische. *If you can dream it, you can do it*: Darüber lächeln wir in Europa, tun es als positive Psychologie, als Tellerwäschermärchen ab. Aber Buster Douglas, das hören wir während unserer Recherche immer wieder, ist für viele schwarze Kinder in den USA der Beweis dafür, dass man tatsächlich alles erreichen kann. Auch wenn dir jeder sagt, du hättest keine Chance.

Gleichzeitig ist es typisch amerikanisch, in Erzählungen so viel wegzulassen, bis sie rund klingen, aber nicht mehr unbedingt der Wahrheit entsprechen.

Was damals in Tokio und vor allem in den dreissig Jahren danach wirklich geschah, ist keine simple Erfolgsstory – es sind vielmehr die komplexen Geschichten zweier ungleicher Männer, deren Leben sich in einer einzigen Nacht für immer veränderten.

Wir halten vor einem einstöckigen gelben Haus im Nordosten von Columbus, in einem überwiegend von Schwarzen bewohnten Quartier.

Buster Douglas betrachtet lange schweigend den Vorgarten, dann sagt er: «Hey, ich weiss unsere Telefonnummer immer noch.» Es ist das Haus, in dem er aufgewachsen ist, als Sohn von Lula Pearl, die ihm alles bedeutete, und Bill, dessen Anerkennung er sich ein Leben lang wünschte.

Kapitel II: Im Namen des Vaters

Buster Douglas wird Boxer, Autogrammkarten unterschreibt er mit «Love & Peace».

Die treffendste Beschreibung von Buster Douglas' Bedeutung für den Boxsport stammt von einem ehemaligen Trainingskollegen, der wenige Wochen nach dem Tyson-Kampf sagte: «Buster ist der ehrlichste, liebenswerteste, gläubigste und vertrauenswürdigste Schwergewichtsweltmeister aller Zeiten.»

Genau diese Eigenschaften waren es, die seinen Vater daran zweifeln liessen, dass aus dem Sohn einmal ein guter Boxer werden könnte. «Mein ältester Sohn ist nicht gewalttätig genug, um ein guter Kämpfer zu sein»: Das sagte Bill Douglas 1971 zu einem Reporter. Buster war da gerade elf.

Wie wurde aus diesem Jungen der Mann, der nicht nur als grösster Aussenseiter der Boxgeschichte in einen WM-Kampf ging, sondern diesen auch gewann?

Die Motivation, die Mike Tyson so weit trieb, ist bekannt, es ist, wie wir noch sehen werden, die wahrscheinlich häufigste unter erfolgreichen Sportlern: Aufstieg aus bitterer Armut.

Auch Buster Douglas wuchs nicht gerade in Reichtum auf, aber Hunger leiden musste er nie. Seine Motivation war eine andere, die unter erfolgreichen Sportlern wahrscheinlich zweithäufigste: die Eltern. In seinem Fall: der Vater.

Kinder, die Spitzensportler werden wollen, tun das häufig ihrer Eltern wegen. Spricht man sie darauf an, weisen sie das natürlich von sich, genau wie die Eltern, doch das liegt nur daran, dass sie alle den Unterschied zwischen intrinsisch motivierten Zielen und internalisierten Zielen nicht kennen. Spätestens im Teenageralter, wenn es

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

im Sport ernst wird, haben sehr viele Kinder die Ziele, die ihre Eltern für sie hatten, so verinnerlicht, dass sie glauben, es seien ihre eigenen. Sie waren den Erwartungen ihrer Eltern so lange ausgesetzt, dass sie sich den Druck nun selbst machen.

Das ist der Moment, wenn Eltern sagen: Toll, wie motiviert unser Kind von sich aus ist! Wenige fragen sich: Empfindet das Kind überhaupt Freude?

«Ihr könnt euch das vielleicht nicht vorstellen», sagt Buster Douglas jetzt, während wir vom Rücksitz des Autos auf seinen breiten Nacken starren, «aber mein Vater war wirklich eine Bestie, ein Raubtier. Töte, oder du wirst getötet – das war seine Mentalität.»

Was ist deine Mentalität?, fragen wir den Nacken.

«Mein Vater liebte das Boxen», antwortet Douglas, als hätte er unsere Frage nicht gehört.

Für Busters Vater war Boxen kein Sport – es war sein Leben. Er war hart zu allen: seinen Gegnern, seinen Söhnen, sich selbst. Nie gab er auf, nie suchte er die Fehler bei anderen. Sein Übername: «Dynamite», Bill Dynamite. Weil das Geld, das er mit Boxen verdiente, für die Familie nicht reichte, arbeitete er in einer Fabrik, die Autoteile herstellte. Damit er auf sein Trainingspensum kam, rannte er zur Arbeit, und bevor er ans Fließband stand, machte er in der Umkleidekabine vor dem Spiegel Schattenboxen. Bill Douglas hatte nicht so viel Talent wie andere. Aber sein Wille, den Gegner zu bezwingen, war nicht von dieser Welt.

Sein Sohn war das genaue Gegenteil.

Als Buster Douglas zur Welt kam, ging seine Mutter Lula Pearl noch zur Schule, weshalb sich zunächst die Grossmutter um den Kleinen kümmerte. Er war ihr erstes Enkelkind, und so zog sie ihn auch auf: wie einen Prinzen, dem es an nichts fehlen durfte.

Lula Pearl setzte die liebevolle Erziehung ihrer Mutter fort. Und doch war es sie, die in Buster das Feuer entfachte.

Während wir durch sein Kindheitsquartier rollen, erzählt Buster Douglas uns von dem Tag, als er weinend von der Schule nach Hause kam, im Alter von etwa zehn

Jahren. Was denn los sei, fragte die Mutter. Ein älterer Junge wolle ihn verprügeln, schluchzte er. Da warf ihn die Mutter zu Boden, drückte ihm das Knie in den Nacken und schrie: «Wenn du noch einmal davonrennst, ohne dich zu wehren, wirst du etwas erleben!»

Buster war ein introvertierter, höflicher Junge, und auch als er später berühmt war, unterschrieb er Autogrammkarten mit «Love & Peace», dazu zeichnete er ein Smiley. Er mochte das Boxen, aber nicht den Kampf, ihn störte das Martialische und dass sich viele Leute gerade wegen dieses Aspekts vom Boxen angezogen fühlten. Es war die Welt seines Vaters. Er hatte erlebt, wie dieser sich quälte, wie er fünf-, sechsmal pro Jahr mit Koffer und Sporttasche das Haus verliess und Tage später mit aufgedunsenem Gesicht zurückkehrte, so schweigsam, dass die Familie nicht einmal herausfand, ob er gewonnen oder verloren hatte.

Das Problem von Buster Douglas war, dass er ein besserer Boxer war als sein Vater.

Dass er viel lieber Basketballer geworden wäre, merken wir daran, wie er langsam auftaut, als er im Auto davon erzählt. Er redet über das Sportstipendium, das ihn an eine Uni in Pennsylvania führte, wo er als Forward mit seinem Basketballteam gleich im ersten Jahr die *state championship* gewann. Er klingt wehmütig, wenn er über die Enttäuschung darüber spricht, dass das Team im zweiten Jahr auseinanderfiel, weil sich einige Zuzüge nicht in die eingeschworene Gruppe einfügen mochten. «Die waren nur an Mädchen interessiert», brummt er, so verärgert, als wäre es gestern gewesen und nicht vor vierzig Jahren, als wäre er NBA-Profi und nicht Schwergewichtsweltmeister.

Als das Gespräch aufs Boxen kommt, verändert sich der Ton. Die Nostalgie weicht einer Nüchternheit. Der Sport, der ihn weltbekannt und zum vielfachen Millionär gemacht hat, scheint Buster Douglas nicht besonders zu interessieren.

Er erinnere sich genau an den Moment, als er sich vom Basketball verabschiedete. Es war mitten im Semester, er rief seinen Vater an und sagte, er werde es als Basketballer wohl nicht zu den Profis schaffen. «Ich werde die Uni abbrechen und es mit Boxen versuchen. Wirst du mich trainieren?»

Ohne sich zu uns umzudrehen, fragt Buster Douglas: «Was glaubt ihr, was mein Dad antwortete? Ich sags euch. Er sagte: ‹Das ist der Anruf, auf den ich gewartet habe.›»

Wo auch immer Buster Douglas in den folgenden Jahren auftauchte, bekam er zu spüren, dass sein Vater vor ihm da gewesen war. Er war nicht James Buster Douglas, er war der Sohn von Bill Douglas. Er war kein Boxer, er war der Sohn eines Boxers. Stets gab es jemanden, der eine Geschichte von früher zu erzählen wusste, von 1972, als Dynamite Douglas in Südafrika gegen Sydney Hoho antrat, von 1974, als er in Philadelphia gegen William Monroe unterging, oder von 1979, als ihm gegen Harold Riggins der letzte Knock-out seiner Karriere gelang.

Weltmeister – das allerdings war Bill Douglas nie.

In den 1990er-Jahren, kurz vor ihrem Tod, sagte Buster Douglas' Grossmutter zu einem Reporter: «Wissen Sie, dieser Junge – der wollte gar nicht boxen. Boxen war bloss der einzige Weg, den er kannte, um seinem Vater nah zu sein.»

Kapitel III: Dämonisiert und belächelt

In der Hypnose wird Mike Tyson zum aggressiven Egomanen, Don King tritt in sein Leben.

In den USA gibt es ein Spiel, das in den 1980er-Jahren unter Kindern beliebt war, es heisst «Would you rather ...?» Man nennt zwei absurde Optionen, zwischen denen das Gegenüber sich entscheiden muss. Eine der populärsten Fragen in dem Spiel lautete: «Würdest du lieber von Mike Tyson ins Gesicht geschlagen werden oder wie Mike Tyson sprechen?»

Die Frage vereint alles, was man über Tyson wissen muss: Er ist der Inbegriff des bösen Boxers. Und paradoxerweise zugleich eine Witzfigur. Ein Typ, über den man sich lustig macht wegen seines Lispelns und der mädchenhaften Stimme. Dämonisiert und belächelt: Das ist Tysons Leben in zwei Worten.

Michael Gerard Tyson war kleiner als die anderen Jungs seines Alters, er hatte Asthma – und ein seltsames Lieblingstier: Tauben. Die anderen verspotteten ihn, klauten seine Sachen, jagten und verprügelten ihn. Er wehrte sich nie. Bis ihm ein älterer Junge eine Taube wegnahm und ihr vor seinen Augen den Hals umdrehte. Da schlug Tyson zu, zum ersten Mal in seinem Leben. Er war überrascht, wie einfach das war.

Tyson wuchs in den ärmsten Gegenden New Yorks auf, zuerst Bedford-Stuyvesant, dann Brownsville. Er wurde ein gerissener Taschendieb und gefürchteter Schläger und machte früh Erfahrung mit Kokain, Marihuana, LSD (als Baby hatte seine Mutter ihn mit Gin ruhiggestellt). «Unsere Mutter hatte vor zwei Dingen Angst», erzählte Tysons ältere Schwester dem Reporter Gary Smith: «dass Mike umgebracht wird. Oder dass er jemanden umbringt.»

Mit zwölf war er so oft straffällig geworden, dass man ihn auf eine Schule für verhaltensauffällige Kinder schickte. Einer der Lehrer, ein ehemaliger Profiboxer, erkannte Mikes Talent und vermittelte ihn an Cus D'Amato, den legendären Trainer mit italienischen Wurzeln, der schon Rocky Graziano und Floyd Patterson gross gemacht hatte. D'Amato war 71 und krank, Tyson 13 und verängstigt. D'Amato sah in Tyson einen Schwergewichtsweltmeister, Tyson in D'Amato einen Vater. Dieser hatte ihn bei sich zu Hause aufgenommen. «Dein schwarzer Sohn», unterschrieb Tyson noch Jahre später Briefe an D'Amatos Partnerin Camille Ewald.

D'Amato war besessen von der Idee, die Verletzungen, die Tyson als Kind erlitten hatte, in Stärke im Ring umzuwandeln. Nächtelang liess er Tyson Filmaufnahmen grosser Boxer schauen: Sonny Liston, Jack Dempsey, Jack Johnson. Und er liess ihn hypnotisieren. Ein Dreizehnjähriger, der mit geschlossenen Augen im Dunkeln liegt und einer Stimme lauscht, die ihm sagt: «Du wirst ein wildes Tier sein, du wirst mit beiden Händen gegen den Körper des anderen schlagen.»

D'Amato erschuf, nein: erweckte in Tyson die Person des aggressiven Egomane. Aber die Vollendung seines Werkes erlebte er nicht mehr, er starb, ein Jahr bevor Mike Tyson 1986 jüngster Schwergewichtsweltmeister der Geschichte wurde.

Tyson tauchte zum richtigen Zeitpunkt auf, um die Boxwelt aus der Lethargie zu reissen, in die sie seit Muhammad Alis Rücktritt Mitte der 1970er-Jahre verfallen war. Nicht dass er ein neuer Ali gewesen wäre: Ali war ein vielseitiger Boxer, der leichtfüssig tänzeln und gnadenlos zuschlagen konnte, ausgestattet mit einem Herzen so gross, dass es ihn durch alle Schlachten – sportliche wie politische – trug.

Tyson dagegen war ein Strassenkämpfer, der den Eindruck vermittelte, dass die Gewalt, die er im Ring entwickelte, gerechtfertigt war. Und dass er von Dämonen geplagt wurde. Man fragt sich bis heute, ob er ihretwegen zu diesem aussergewöhnlichen Boxer wurde oder ob sie ihn daran hinderten, ähnlich gross wie Ali zu werden.

Auf alle Fälle war Tyson ein Phänomen, und so dauerte es nicht lange, bis die nächste Person in sein Leben trat, die sich etwas von ihm versprach: Don King, der mächtigste Mann im Boxen. Ein 1,90 Meter grosser, 115 Kilo schwerer Promoter mit dem klebrigen Charme eines Zuhälters. Innerhalb eines Jahres wurde King zum einflussreichsten Menschen im Leben des Boxers. Mehr noch: Er schloss so viele Verträge mit Tyson, dass der ihm praktisch gehörte.

Drei Jahre später, 1989, hatte Tyson seinen inneren Kompass verloren. Er trainierte immer weniger, kaufte Häuser und Autos, bedrohte seine Ehefrau, hatte Affären und verstrickte sich in Prozesse. Als ein Rosenkrieg zwischen ihm und seiner Frau ausbrach, fuhr er eines Nachts seinen BMW gegen einen Kastanienbaum. Er überlebte den Unfall nur knapp.

Währenddessen bastelte Don King an einem Megafight zwischen Tyson und dem anderen grossen Boxer, Evander Holyfield. Davor aber brauchte Tyson einen Zwischenkampf. Gegen einen Boxer, der ihm nicht gefährlich würde. Die Wahl fiel auf Buster Douglas. «Er war schon immer einer, der aufgibt», sagte Don King, «deshalb habe ich ihn ausgewählt.»

Kapitel IV: Hypermaskulinität

Eine feministische Lesart des Boxens.

In diesem Text kommen kaum Frauen vor. Das heisst nicht, dass es im Boxen keine gäbe, und es heisst auch nicht, dass in Buster Douglas' Biografie Frauen keine Rolle spielten. Im Gegenteil, die drei wichtigsten Menschen seines Lebens, so erklärte er uns, waren seine Grossmutter, seine Mutter und seine Frau. Aber alle drei hatten fürs Boxen nichts übrig. Und anders als andere Frauen waren sie auch nicht stumme Ermöglicherinnen seines Erfolgs. Seine Frau verweigert sich bis heute jedem Kontakt mit der Boxwelt.

Aber da ist noch mehr: «Männer, die Männer bekämpfen, um sich ihren Wert (das heisst ihre Männlichkeit) zu bestätigen, grenzen Frauen so vollständig aus, wie die weibliche Erfahrung des Gebärens Männer ausschliesst», schrieb die Schriftstellerin Joyce Carol Oates vor mehr als dreissig Jahren in ihrem Standardwerk «On Boxing». In ihren Augen feiert sich beim Boxen eine «verloren gegangene Religion der Männlichkeit», denn das Zelebrieren einer Hypermaskulinität verweise ja gerade auf deren eigene Fragilität.

Aus der Männlichkeitsforschung ist bekannt, dass der konstante Druck, immer siegreich zu sein, immer kämpfen zu müssen, zu grosser Unsicherheit führt. Die Inszenierung der eigenen Überlegenheit ist also Ausdruck einer tiefen Angst, genau dem nicht zu entsprechen. Nirgends wird das deutlicher als im Boxring, wo auch die Kultur des Verlierens dieser paradoxen Logik entspricht: Im Ring wird neben dem strahlenden Sieger auch der Verlierer gefeiert – aber nur dann, wenn er nach einem heldenhaften Kampf am Boden liegt.

Das Interessante an dem Boxer Buster Douglas ist nun, dass er weder in seinem grössten Triumph noch in seiner schwersten Niederlage dieser Logik entsprach – vielmehr schien er sich, anders als Mike Tyson, dem Männlichkeitstopos unbewusst zu entziehen. Was vielleicht auch erklärt, warum seine Geschichte bis heute kaum bekannt ist.

Kapitel V: «Bitte erschiess ihn nicht!»

Ein eifersüchtiger Vater kämpft um seinen Sohn, ein ahnungsloser Manager verspricht Millionen.

Wenn heute jemand über Buster Douglas spricht, geht es meistens um zwei Kämpfe: den gegen Tyson; und jenen gegen einen Boxer namens Tony Tucker, den Douglas drei Jahre zuvor auf geradezu peinliche Art und Weise verloren hatte. Lange hatte er vorne gelegen, doch in der zehnten Runde wollte er nicht mehr. Nicht weil ihm die Kraft ausgegangen wäre, wie es später oft hiess – er hatte einfach plötzlich keine Lust mehr. Er wehrte sich nicht mehr und liess sich verprügeln. Der Ringrichter brach den Fight ab.

Seither betrachtete man Douglas als quitter, als einen, der aufgibt. Aufgeben, das gilt als unverzeihlichste, am meisten verachtete, kurz: unmännlichste Art, einen Boxkampf zu verlieren. Dass er ein quitter sei, ist das Schlimmste, was man über einen Boxer sagen kann.

Über die Jahre hat Douglas viel Unverständnis für sein Verhalten im Ring erfahren. Die Irritation ist wohl Ausdruck davon, wie verbreitet die Meinung ist, Sportler seien Maschinen, die ihre Höchstleistung bringen, wenn nur der Körper fit ist. Mag sein, dass manche Superstars diesen Eindruck erwecken. Aber Douglas' Geschichte zeigt, dass Sport viel näher am normalen Leben ist, als man denkt. Es gibt einen ganz einfachen Grund, warum Douglas gegen Tucker verlor: Es ging ihm nicht gut. Seelisch.

Drei Männer spielten in dieser Krise eine entscheidende Rolle.

Der erste war der Vater, dessentwegen er überhaupt Boxer geworden war.

Der zweite war J. D. McCauley, der Onkel, der den Vater als Trainer abgelöst hatte. «Alle wussten, dass Buster das Zeug hatte, ein Grosser zu werden. Aber er war faul», sagt McCauley mit röchelnder Stimme, als wir ihn in Begleitung seiner Söhne treffen. Er sitzt im Rollstuhl, kann sich kaum noch bewegen und ist auf Sauerstoffzufuhr aus der Flasche angewiesen. Wenn man ihn so sieht, kann man kaum

glauben, dass er einst über so viel Durchsetzungskraft verfügte. Doch er sagt: «Wie sich zeigte, war ich im Gegensatz zu Bill der Richtige, um dem Jungen die Faulheit auszutreiben.»

Der dritte war John Johnson. Er erfüllt sämtliche Klischees, die es über Boxmanager gibt: Er erzählt uns ausführlich von seinem tiefen Glauben an Gott und im nächsten Atemzug von wilden Partys in Las Vegas und ein paar Arschlöchern, denen er es richtig gezeigt hat. Er ist geschminkt, trägt einen Cowboyhut, schwere Fingerringe und ein Kreuz um den Hals.

An einem Abend im April 1984, als sich Buster Douglas und J. D. McCauley bei ihm am Esstisch einfanden, um die Zukunft des jungen Boxers zu besprechen, legte Johnson seinen leeren Pappsteller in die Mitte des Tisches und sagte: «Alles, was wir haben, ist das.» Douglas betrachtete den leeren Teller.

«Nichts», fuhr Johnson fort. «Wir haben nichts.» Dann wandte er sich an Douglas: «Aber wenn du auf J. D. und mich hörst und bereit bist, härter zu arbeiten, wirst du eines Tages Schwergewichtsweltmeister sein. Und dann werden auf diesem Teller Millionen liegen.»

Die Konstellation war – vorsichtig ausgedrückt – kompliziert: Ein eifersüchtiger Vater, ein cholischer Onkel und ein windiger Manager streiten sich um einen talentierten Boxer, der lieber Basketball spielen würde.

Bill, der Vater, fühlte sich betrogen. Von seinem Schwager, aber auch von Johnson. Ein weisser Manager nimmt mir meinen Sohn – so sah er das. «Ich lag vielleicht falsch», sagte er kurz vor seinem Krebstod im Jahr 1999, «aber ich traute Weissen einfach nicht über den Weg.»

Uns gegenüber beschreibt Buster Douglas die Spannungen, ohne eine Miene zu verziehen: «An einem Familienpicknick zückte J. D. plötzlich eine Waffe und ging auf Dad los. «J. D., bitte erschiess ihn nicht!», sagte ich.»

Kapitel VI: Die Beerdigung

Buster Douglas verliert seine Mutter und findet einen Freund.

Früh am Morgen des 18. Januar 1990 klingelte in Buster Douglas' Wohnung in Columbus das Telefon. Es war sein Bruder: «Komm schnell. Es ist etwas mit Mama.»

Als Buster Douglas im Haus seiner Eltern eintraf, war es schon zu spät. Seine Mutter, die in den letzten Wochen im ganzen Freundeskreis herumerzählt hatte, dass ihr Sohn diesen Mike Tyson besiegen würde, war an einem Schlaganfall gestorben, in den Armen ihres jüngeren Sohnes Billy.

Drei Wochen vor dem wichtigsten Kampf seines Lebens verlor Buster Douglas die wichtigste Person seines Lebens. Dieser Schicksalsschlag machte eine ohnehin schon schwierige Lebenssituation noch unerträglicher: Seine Ehe mit Bertha war in eine Krise geschlittert; mehrfach war er mit Alkohol am Steuer erwischt worden; seine Ex-Partnerin, mit der er einen Sohn hat, war schwer erkrankt; und einer seiner Brüder hatte sich aus Versehen erschossen.

An der Beerdigung wusste daher niemand, ob der hochemotionale Douglas imstande sein würde, in den Ring zu steigen. Andererseits hatte er jetzt die perfekte Ausrede, um den vollkommen aussichtslosen Kampf gegen Tyson abzusagen. Niemand würde es ihm nun übel nehmen, wenn er nicht gegen den Killer anträte.

«Ja, ich hatte plötzlich diese Option», sagte Douglas später. «Aber das wäre das Letzte gewesen, was meine Mutter gewollt hätte. Sie hätte gewollt, dass ich stark bleibe.» Zugleich geschah etwas Merkwürdiges: Während sich alles um ihn herum in Auflösung befand, schien nun ausgerechnet der Boxring, den er oft nur mit Widerwillen betreten hatte, der Ort zu sein, an dem er sein Leben unter Kontrolle hatte. Dort bestimmte er den Lauf der Dinge.

Dieses neue Selbstvertrauen verdankte er auch einer Person, die gerade erst zum Team gestossen war. Niemand war ihm eine grössere Unterstützung dabei, gegen Tyson zu bestehen.

John Russell ist vermutlich siebzig, Genaueres weiss man nicht. «Ich verrate niemandem mein Alter!», bellt der klein gewachsene, aufgekratzt wirkende Mann. Er sitzt uns in einem Fauteuil gegenüber und erzählt mit einer Detailtreue, als hätte sich alles gestern zugetragen.

Als man ihn anheuerte, um Buster Douglas für den Kampf gegen Tyson fit zu machen, wusste er natürlich, worum es ging. Er kannte den alten Douglas und ahnte, dass der Sohn der bessere, gewieftere Boxer war. Während der Trainingssessions merkte er nun, dass Buster Douglas auch aufmerksam war, wissbegierig. Er trainierte nicht nur, er verbesserte sich – Buster Douglas lernte.

Aber mit Russells Ankunft im Team ergaben sich auch neue Schwierigkeiten. J. D. McCauley, John Johnson, John Russell: Die drei sollten Douglas zum grössten Triumph seiner Karriere führen und anschliessend ihr Leben damit verbringen, darüber zu streiten, wer welchen Anteil an diesem Erfolg hatte. Und am Absturz.

Kapitel VII: Wettquoten

Die Bedeutung der Buchmacher fürs Boxen.

In den 1980er-Jahren einen Boxfight mit Mike Tyson zu schauen, war ein vorhersehbares Spektakel: Es war nie die Frage, wer gewinnen würde. Die Frage war bloss, wie schnell es gehen würde.

Don King stand deshalb vor dem paradoxen Problem, dass er zwar den spektakulärsten Boxer unter Vertrag hatte, der Kampf gegen Buster Douglas aber ein finanzieller Flop zu werden drohte, weil niemand in den USA bereit war, 2000 Dollar für einen *Ringside*-Platz hinzublättern, wenn nach dreissig Sekunden alles vorbei sein würde.

In Japan aber, dachte King, würden die Leute zahlen: Dort hatten sie zuvor erst ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, Tyson in Aktion zu sehen. Und so kam es, dass eines der meistdiskutierten Sportereignisse des 20. Jahrhunderts nicht in Las Vegas stattfand, sondern in Tokio.

Nie in einem WM-Kampf war ein Boxer favorisierter als Mike Tyson, als er am 11. Februar 1990 gegen Buster Douglas antrat. Eine Anekdote, die wir mehrmals hören, von der wir dennoch nicht mit Sicherheit sagen können, ob sie stimmt, handelt von einem amerikanischen Boxjournalisten der Agentur Associated Press, der nach Tokio flog, um über den Kampf zu berichten. Am Zoll wurde er nach dem Zweck seiner Reise gefragt.

«Ich komme, um zu arbeiten», sagte der Journalist.

«Wie lange?», wollte der Beamte wissen.

«Eineinhalb Minuten.»

Wie eindeutig die Sache schien, drückt sich in den Wettquoten aus. Es ist wichtig zu verstehen, dass Wettquoten keine Vorhersage eines bestimmten Ergebnisses sind, sondern eine Aussage über die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Ergebnisses.

Indem die Buchmacher einen Boxer favorisieren, sagen sie nicht voraus, dass dieser Boxer gewinnen wird. Sie sagen nur, dass er eine höhere Gewinnchance hat als sein Gegner. Die Tatsache, dass sie Quoten für beide Boxer angeben, spiegelt den Sachverhalt: Im Sport kann jeder gewinnen, auch der Aussenseiter. Aber der eine hat eine höhere Wahrscheinlichkeit zu gewinnen als der andere. Das ist es, was Quoten ausdrücken.

Wettquoten setzen sich zusammen aus Expertenmeinungen, Statistiken und dem Verhalten der Wettenden. Die Quote ist also eine Art Schwarmintelligenz: Sie zeigt nur anfänglich, wie Experten den Fight einschätzen, später zeigt sie, welchen Ausgang die Masse erwartet. Doch in gewisser Weise wollen die Buchmacher mit ihrem Tipp gar nicht recht bekommen, denn für sie könnte es katastrophal sein, wenn der Favorit gewinnt – einfach weil die meisten Menschen auf den Favoriten setzen und dann auf Kosten des Wettbüros ihren Gewinn einfahren.

Schwierig wird es, wenn die Favoritenrolle so klar ist, dass die Quoten immer höher steigen. So war es beim Tyson-Douglas-Fight. Von allen Casinos in Las Vegas nahm überhaupt nur das Mirage Wetten darauf an. «Ich eröffnete den Kampf bei 27:1», erinnerte sich Jimmy Vaccaro, der Buchmacher des Mirage, später im «Playboy». 27:1 bedeutet, dass man 27 Dollar auf Tyson setzen muss, um 1 Dollar zu gewinnen.

So sicher klang die Wette, dass die Leute glaubten, nie sei es leichter gewesen, an Geld zu kommen. Sie setzten ganze Vermögen. Vaccaro hatte keine Wahl: Wollte er kein Minus riskieren, musste er die Quote erhöhen. «Ich ging auf 31:1. Der nächste Kerl setzte 93'000, um 3000 zu gewinnen.»

Am Ende lag die Quote bei 42:1. Das heisst, man musste 42 Dollar auf Tyson setzen, um 1 Dollar zu gewinnen. So hoch war nie zuvor und nie danach eine Quote im Finale einer Sportart. Zum Vergleich: Als vergangenes Jahr Tottenham Hotspur gegen Liverpool im Champions-League-Final spielte, glaubten selbst die kühnsten Spurs-Fans nicht wirklich daran, dass ihre Mannschaft eine Chance hätte – die Quote auf einen Spurs-Sieg lag trotzdem bei 4,6:1.

Die extreme Quote ging in die Sportgeschichte ein: «42 to 1» heisst ein Dokumentarfilm über den Fight, in Ohio tragen ein Bourbon und ein Award für Community-Arbeit diesen Namen.

Kapitel VIII: «Peek-A-Boo!»

Mike Tyson schaut Buster Douglas nicht mal an, dann ertönt der Gong.

In dem Film «Die Atlantikschwimmer» stehen zwei Freunde am Ufer und wollen weg, haben aber kein Schiff. «Du hast keine Chance», sagt der eine zum anderen, «aber nutze sie.» Angekleidet steigt der Mann ins Meer und schwimmt los. Der Satz ist zu einem geflügelten Wort für ausweglose Situationen aller Art geworden, zum Mantra aller Abgeschriebenen, Angezählten, Aussenseiter.

«Du hast keine Chance, aber nutze sie», bedeutet: Niemand wird an dich glauben, wenn nicht einmal du es tust. Besonders beliebt ist diese Haltung im Sport, wo, anders als im richtigen Leben, öfter mal die Stunde des Underdogs schlägt. Am 11. Februar 1990 war Buster Douglas der Atlantikschwimmer: Er hatte keine Chance, aber er wollte sie nutzen.

Er sass in der Umkleidekabine des Tokyo Dome, sein Trainer John Russell legte ihm die Handschuhe an. Douglas hatte kurz zuvor seine Mutter beerdigt, die Wettbüros

stuften ihn als chancenlosen Aussenseiter ein, und in wenigen Minuten würde er gegen den gefürchtetsten Boxer der Welt in den Ring steigen – Douglas aber war seltsam ruhig. Er hatte in jenen besonderen Zustand gefunden, den wir alle anstreben, den aber selbst Spitzensportler nur selten erreichen: ganz bei sich sein. John Russell betrachtete seinen Schützling und dachte zum ersten Mal: Vielleicht hat er ja doch eine Chance.

In der Mitte des Rings stand Octavio Meyran, der Ringrichter, dem im Laufe des Kampfs noch eine viel diskutierte Rolle zukommen sollte. Links von ihm Mike Tyson, wie immer in schwarzen Hosen und Schuhen ohne Socken und mit merkwürdig ausdruckslosem Gesicht. Es hiess, er habe kaum trainiert, sei mit 15 Kilo Übergewicht angereist und habe am Tag vor dem Kampf Sex mit zwei Zimmermädchen gehabt. Kurz: Er sei nicht ganz bei der Sache.

Der Ringrichter bat die beiden zu sich und forderte sie zu einem fairen Kampf auf. Tyson, der sonst wie kein Zweiter auf der Psychoklavatur spielte, schaute Douglas nicht mal an, auch Douglas wandte sich schnell ab und ging in seine Ecke. Dann ertönte der Gong.

Das Wesen des Sports ist das Duell. Sportlerinnen und Sportler brauchen ein Gegenüber, mit dem sie sich messen, an dem sie wachsen oder scheitern können, um herauszufinden, wie gross (oder klein) sie wirklich sind. So einzigartig Usain Bolt oder Michael Phelps als Sportler waren, so einsam blieben sie, weil es in ihrer Karriere keinen wirklichen Antipoden gab. Ganz anders Martina Navratilova, deren Offensivtennis sich angesichts des taktischen Genies Chris Evert erst so richtig entwickelte, oder Greg LeMond, dessen Leistungen an der Tour de France ohne Laurent Fignon nicht denkbar gewesen wären.

In diese Reihe gehört auch das Duell Douglas–Tyson. Joe Layden, Autor des Buches «The Last Great Fight», erklärt es uns an einem Sommerabend in einem langen Telefongespräch so:

«Ich denke, Boxen ist generell kein Sport, den man gerne ausübt. Er ist zu hart, zu gefährlich, die Opfer sind zu gross. Und wenn du ein wenig klug bist, vielleicht aus einer einigermaßen stabilen Mittelschichtfamilie kommst, wenn Boxen nicht deine einzige Option ist, wenn du also nicht boxen musst, dann übst du diesen Sport

eigentlich nicht aus. Tyson musste boxen, um zu überleben. Douglas nicht. Er liebte Basketball, nicht Boxen. Aber er war gross, und er hatte diese weichen, schnellen Bewegungen, eine Mischung aus Muhammad Ali und Magic Johnson.»

Man kann auch sagen: Boxen ist kein Sport. Man *spielt* Basketball, aber niemand würde von einem Spiel im Ring sprechen. Die grosse Frage war, ob der Spieler Douglas gegen den Kämpfer Tyson überleben würde. Bekannt ist, dass Tyson im Ring eine rohe, nie da gewesene Gewalt entwickelte.

Was weniger bekannt ist: Tyson war ein brillanter Stratege, der die grosse Wahrheit des Boxens verinnerlicht hatte: dass es nicht darum geht, zu schlagen, sondern darum, nicht geschlagen zu werden. Der muskulöse, aber für einen Schwergewichtler eigentlich zu kleine Tyson boxte nach dem von seinem längst verstorbenen Trainer Cus D'Amato hochgehaltenen Prinzip: Du darfst nicht getroffen werden.

In einem seiner seltenen Interviews aus dem Jahr 1959 erklärt D'Amato den Stil: Man hält die Unterarme fast geschlossen vors Gesicht, die Fäuste im Gegensatz zum weitverbreiteten Boxstil nicht am Kinn, sondern fast auf Augenhöhe. Der rechte Arm schützt die Leber, der linke den Solarplexus, die Ellenbogen die Rippen. Aus dieser Doppeldeckung rückt man nah an den Gegner heran, um den Schlagweg zu verkürzen und in den sogenannten Infight zu kommen.

Die Technik stammt aus dem Thaiboxen, Cus D'Amato nannte sie «Tight Defense», aber in die Sportgeschichte ging sie ein unter dem Namen «Peek-A-Boo», nach dem Kinderspiel («Kuckuck!»), weil der Boxer sich versteckt, dem Gegner ausweicht, dann plötzlich hervorspringt und zuschlägt.

Tyson sollte sich noch kleiner machen, als er war, den Rücken krümmen, sich einigeln und mit dem Oberkörper hin und her pendeln. Drei, vier, fünf Schlägen des Gegners sollte er ausweichen (*bobbing and weaving*), dabei immer näher heranrücken, um die kürzere eigene Reichweite zu kompensieren, und dann – Kuckuck! – zuschlagen. Dieser Schlag, so Cus D'Amato, sollte in «böser Absicht» erfolgen. Ein Schlag, bei dem der Kopf des Gegners oft brutal nach hinten schnappte, wie in den «Rocky»-Filmen zu sehen, und der einem als Zuschauer das Gefühl gab, nicht an einem Boxring zu stehen, sondern an einem Tatort.

Cus D'Amatos zweites Prinzip lautete: *Don't quit*. Gib nicht auf. In seiner Trainingshalle hing ein Gedicht von John Greenleaf Whittier zwischen zwei Boxsäcken, als Erinnerung daran, was im Ring gilt:

*When things go wrong as they sometimes will,
When the road you're trudging seems all up hill,
When the funds are low and the debts are high
And you want to smile, but you have to sigh,
When care is pressing you down a bit,
Rest if you must, but don't you quit.
Life is strange with its twists and turns
As every one of us sometimes learns
And many a failure comes about
When he might have won had he stuck it out;
Don't give up though the pace seems slow—
You may succeed with another blow.
Success is failure turned inside out—
The silver tint of the clouds of doubt,
And you never can tell just how close you are,
It may be near when it seems so far;
So stick to the fight when you're hardest hit—
It's when things seem worst that you must not quit.*

Wie boxt man gegen einen, der nie getroffen wird und nie aufgibt? John Russell, Buster Douglas' Trainer, sagt uns: «Gegen Tyson hatten die meisten Boxer schon verloren, als sie in den Ring stiegen. Weil sie voller Angst waren.» Warum hatte Douglas keine Angst?

«Ich sagte ihm: Du bist 1,90 Meter, er ist 1,75 Meter. Wenn er dich verprügelt, hast du etwas falsch gemacht. Ein kleiner Mann sollte einen grösseren Mann im Ring nicht besiegen können. Das ist ein Gesetz!»

Im Boxen gibt es, vereinfacht gesagt, vier Schläge: Die Gerade mit der schwächeren Führhand (1), Jab genannt, die dazu dient, den Gegner auf Distanz zu

halten und den Cross (2) vorzubereiten, das ist die Gerade mit der stärkeren Schlaghand. Dann gibt es den linken und rechten Haken (3) gegen Kinn, Schläfe oder Körper sowie den Aufwärtshaken (4), den Uppercut.

Ausgehend von diesem Schlagrepertoire, hier Russells Formel, um einen Boxkampf gegen Tyson zu überleben:

Stehe Tyson nie frontal gegenüber, sondern immer in einem 45-Grad-Winkel. Warte nicht, dass er auf dich zukommt, geh du auf ihn zu. Mach den ersten Schlag. Dann noch einen. Und noch einen. Bämm. Bämm-Bämm. Mach einen Schritt nach rechts. Linke Gerade, rechter Haken, linke Gerade. Weiche nie zurück. Warte nie ab. Ruh dich nie aus. Sobald du dich zurücklehnst, wird er dich überfahren wie ein Güterzug.

So weit die Theorie.

Kapitel IX: Der Kampf

Buster Douglas macht einen einzigen Fehler, Mike Tyson sucht seinen Mundschutz, und Don King greift den Ringrichter an.

Es begann wie immer: Einem Bullterrier gleich stürmte Mike Tyson auf seinen Gegner los. Doch anders als alle vorherigen Gegner wich Douglas nicht zurück. Er schlug zurück. John Russell sah die Umsetzung seiner Taktik: Zwei Schläge mit der Führhand, dann die Rechte, dann ein kleiner Schritt nach rechts oder links, um Tysons wütende Gegenangriffe ins Leere laufen zu lassen. Statistiken werden im Boxen eher selten bemüht, weil sich besonders im Schwergewicht mit einem einzigen Schlag alles ändern kann. Doch hier sagt die Trefferquote eine Menge aus: In den ersten zwei Runden landete Douglas 50 Schläge, Tyson 20.

Douglas zeigte alles, was man von ihm erwartet hatte: Athletik, Taktik. Aber auch das, was ihm niemand zugetraut hatte, am allerwenigsten sein Vater: den Willen, den Gegner zu vernichten, zur Not mit unfairen Mitteln; dreckiges Boxen, das sind Schläge unter die Gürtellinie oder Treffer mit dem Ellbogen, die zwar als Vergehen geahndet

werden, aber trotzdem zum Boxen gehören wie Fouls zum Fussball. Normalerweise war Tyson auch in dieser Disziplin der Meister, doch in Tokio war es umgekehrt: Douglas erwischte ihn in der zweiten Runde mit dem Ellbogen oberhalb des linken Auges. Was Folgen haben sollte.

Auf den ersten Blick wirkt Boxen wie der ultimative Einzelsport – zwei Menschen kämpfen halb nackt in einem seilumspannten Quadrat gegeneinander. Tatsächlich aber hat jeder Boxer viele Leute hinter sich. Während eines Kampfs sind zwei besonders wichtig: der Trainer, dem es, anders als etwa im Tennis, erlaubt ist, während des Fights zu coachen; und der sogenannte Cutman, der in den Pausen Platzwunden, Nasenbluten und vor allem Schwellungen behandelt. Eine offene Wunde oder ein angeschwollenes Auge bedeuten fast immer das Aus. Das entscheidende Werkzeug des Cutman ist ein speziell geformtes, gekühltes Eisen mit Griff, Enswell genannt, das Schwellungen kurzfristig lindert.

Douglas schlug in den Runden nach dem Ellbogenstoss immer wieder gezielt auf Tysons Auge. Als Tyson nach der fünften Runde mit fast angeschwollenem linken Auge in seiner Ecke Platz nahm, kam aber nicht der Cutman zum Einsatz, sondern sein Trainer. In der Hand hielt er etwas, das aussah wie ein pralles Kondom.

Hatte der Cutman sein Werkzeug vergessen? Oder war ihm die Ausgangslage im Vorfeld so eindeutig erschienen, dass er gar nicht daran dachte, sein Equipment zu checken? Niemand braucht ein Enswell, wenn der Kampf nach dreissig Sekunden vorbei ist.

Wie es wirklich war, wird man wohl nie erfahren, zwei Dinge aber sind bekannt: Was Tysons Trainer in der Hand hielt, so schwor er später, war ein mit Eiswasser gefüllter Latexhandschuh. Der half allerdings auch nicht, die Schwellung zu reduzieren. Zweitens bewies Mike Tyson Sportsgeist. Nie, auch Jahre später nicht, wollte er das fehlende Enswell als Grund für seine Niederlage verstanden wissen. «Daran hat es nicht gelegen, ich hätte auch so verloren», sagte er zu Joe Layden.

Als Mike Tyson mit weiterhin geschwollenem Auge den Ring für die sechste Runde betrat, klammerte er sich an D'Amatos Prinzip: Verteidigung ist wichtiger als Angriff. Er hielt beide Unterarme vors Gesicht, um nicht wieder getroffen zu werden.

Aber er bewegte den Kopf kaum, kein *bobbing and weaving*, fast regungslos stand er in der Ringmitte und absorbierte einen Treffer nach dem anderen.

Obwohl sich im Ring eine Sensation anbahnte, hörte man von den rund 40'000 Zuschauern nichts. Kein Johlen, kein Klatschen, kein Pfeifen. Waren die Japaner stumm vor Entsetzen? Waren sie still aus Höflichkeit? Oder verstanden sie nicht, was sich vor ihren Augen abspielte? Die Frage ist Gegenstand ausufernder Debatten unter Boxfans. Was auch immer der wahre Grund ist, die Ruhe im Tokyo Dome hatte eine einmalige Nebenwirkung (die sich gerade wiederholt, bei den Corona-Fussballspielen ohne Stadionpublikum): Als Fernsehzuschauer hatte man Gelegenheit, nahezu alles zu hören, was gesprochen wurde.

«Wir treten dir in den Arsch, Mike!», schrie ein euphorischer John Russell. «Wo ist Cus jetzt? Er kann dir nicht helfen!»

Tyson's Trainer sagte in der Pause: «Du musst näher an ihn ran und dann zuschlagen.»

Tyson antwortete: «Ich kann nicht.»

In der achten Runde war sein linkes Auge komplett zugeschwollen, halb blind lehnte er in den Seilen, und all jene, die ihn vorher als sicheren Sieger gesehen hatten, gaben nun nichts mehr auf ihn. Plötzlich war Tyson der Underdog. Er, nicht Douglas, war jetzt der Atlantikschwimmer, der sich sagte: Du hast keine Chance, aber nutze sie.

Im Boxen sagt man: *They will all go if you hit them right*. Egal, wie überlegen einer ist – der richtige Schlag kann den Gegner jederzeit umhauen. Acht Sekunden vor dem Ende der achten Runde begann Douglas siegessicher zu werden: Nach einer etwas zu lässig geschlagenen linken Geraden stand er für einen kurzen Moment – zum ersten Mal in diesem Fight – nicht, wie von Russell gefordert, in einem 45-Grad-Winkel zu Tyson, sondern frontal. Er stand nicht federnd auf den Fussballen, sondern statisch auf beiden Füßen. Er dachte nicht mehr an den nächsten Schlag, er dachte an den baldigen Sieg. Uns beschrieb er es so: «Ich fing an, mein eigenes Werk zu bewundern.»

Es war wirklich nur der Bruchteil einer Sekunde, erkennbar erst in der verlangsamten Wiederholung. Aber diesen Moment der Unachtsamkeit nutzte Tyson,

um leicht in die Knie zu gehen und aus einer Position unterhalb von Douglas' Gürtellinie mit einem höllischen Aufwärtshaken nach oben zu schnellen.

Beim Boxen gibt es sogenannte Knock-out-Punkte, die wichtigsten sind Schläfe, Solarplexus, Leber, Kiefer und – besonders empfindlich – das Kinn. Wird eine dieser Stellen voll getroffen, reagiert der Körper mit Gleichgewichtsstörungen, Benommenheit oder sogar Bewusstlosigkeit. Bei einem Kinnstreffer wird der Kopf so heftig und ruckartig bewegt, dass das Gehirn gegen den Schädelknochen schlägt. Es kommt zu einer Funktionsstörung, und um sich selbst zu schützen, schaltet sich das Gehirn ab. Der Boxer verliert das Bewusstsein.

Tyson traf Douglas perfekt an dem Knock-out-Punkt unterm Kinn. Der grosse Mann sackte zusammen und fiel hilflos und schwer nach hinten auf den Ringboden. Nichts war jetzt noch etwas wert, nicht die Vorbereitung, nicht die Taktik, nicht der bisher perfekt geführte Kampf. Mit einem einzigen Schlag hatte Tyson die Verhältnisse wieder geradegerückt. Er hatte keine Chance, aber er nutzte sie. *They will all go if you hit them right.*

Boxkämpfe haben etwas Pornografisches, schrieb Joyce Carol Oates, man starrt gebannt, in Erwartung eines vorsätzlichen Tabubruchs, und Boxen rührt tatsächlich an ein Tabu unserer Zivilisation: «Die Verletzung des Tabus der Gewaltanwendung («Du sollst nicht töten») ist unverhohlen, eindeutig und ritualisiert (...) das ist es, was Boxen so unheimlich macht.» Dabei ist Boxen, so Oates weiter, anders als Pornografie, nicht «gespielt», es ist ganz und gar real: Das vergossene Blut, der erlittene Schmerz, die bleibenden Schäden sind nicht vorgetäuscht. Jeder am Ring sah, dass Douglas wirklich getroffen worden war.

In Columbus sass Vater Bill mit Busters jüngerem Bruder Billy vor dem Fernseher. So beschreibt Billy uns die Szene:

«Mein Vater, das weiss ich noch ganz genau, sagte immer wieder: «Du darfst dich nie ausruhen. Denn was ist das Letzte, das Tyson macht, bevor er diese Erde verlässt? Er packt einen Uppercut aus.» Und genau das geschah in der achten Runde.»

Und dann geschah noch etwas: Buster Douglas war zu Boden gegangen, aber er war nicht bewusstlos. Er schlug mit der Faust auf den Ringboden, wütend über seinen

Fehler. Der Ringrichter schickte Tyson in seine Ecke, kniete sich zu Douglas und begann zu zählen.

Es folgten jene Sekunden, die vielleicht das wahre Wunder dieses wundersamen Kampfes darstellen:

Eins ... zwei ... drei ... vier ...

Die Regel besagt, dass der angeschlagene Boxer nach zehn Sekunden wieder stehen muss.

... fünf ... sechs ... sieben ...

Douglas lag noch immer am Boden.

... acht ... neun ...

Im letzten Moment richtete sich Douglas auf, genau bei «zehn» stand er wieder.

Zwei Dinge muss man wissen, um diese Situation richtig zu verstehen.

Douglas beherzigte in diesem Moment eine der ältesten Boxregeln: Du musst nicht bei «drei» auf den Beinen sein, sondern bei «zehn». Das heisst: Nutze die Zeit am Boden, um zu Kräften zu kommen.

Zweitens darf man nicht glauben, jeder Schlag von Mike Tyson setze einen ausser Gefecht. Er erwischte Douglas hart, aber nicht so hart, dass er ihn ausschalten konnte.

Später sollte auch über diese Szene eine hitzige Debatte an der Grenze zur Verschwörungstheorie geführt werden: Wenn man sich die alten Aufnahmen anschaut und mitzählt ab dem Moment, an dem Douglas zu Boden geht, vergehen zwölf oder dreizehn Sekunden, bis er wieder steht, nicht wie vorgesehen zehn. Meyran war ein erfahrener Ringrichter, zählte er versehentlich oder absichtlich falsch?

Don King, Tysons Promoter, reichte unmittelbar nach dem Fight Protest ein, der abgelehnt wurde: Meyran hatte regelkonform gehandelt, denn der Ringrichter darf erst mit dem Zählen beginnen, nachdem er den anderen Boxer in dessen Ecke geschickt hat. Der Freispruch half Meyran wenig: Er sollte nie wieder einen WM-Kampf zugeteilt erhalten und war darüber noch Jahre später verbittert.

In der Pause nach der achten Runde sass Douglas sichtlich geschockt auf dem Schemel in seiner Ecke. Russell redete auf ihn ein, Douglas schwieg. Alle, die im Tokyo Dome dabei waren und mit denen wir gesprochen haben, geben dasselbe zu Protokoll: Sie hatten das Gefühl, Douglas habe weder die Kraft noch den Willen, diesen Kampf zu Ende zu führen. Er war ein guter Boxer, aber eben kein Killer. Nicht wie Tyson und nicht wie sein Vater. Buster Douglas, sagen alle, hatte keine Chance.

Aber er nutzte sie.

Kaum war die neunte Runde eröffnet, stürmte Tyson nach vorne und landete eine heftige Linke an Douglas' Schläfe. Douglas antwortete mit einer Kombination gegen Tysons Kopf. Bei Rundenhälfte hatte er den Fight wieder im Griff. Geduldig und konzentriert bearbeitete er Tyson, ohne noch einmal schwer getroffen zu werden.

Gleichzeitig ging Tyson einfach nicht k. o. Wer immer noch dachte, Tyson sei nicht fit und nicht fokussiert, wurde eines Besseren belehrt. Joe Layden schreibt im Buch «The Last Great Fight», dass dies vielleicht sogar Tysons denkwürdigster und grösster Kampf war. Er weigerte sich unterzugehen.

Doch kurz vor Ende der zehnten Runde erwischte ihn Douglas innerhalb von Sekunden mit vier schnellen Geraden im Gesicht. Benommen stolperte Tyson auf Douglas zu. Der traf ihn mit einem brutalen rechten Aufwärtshaken. In diesem Moment überwand Douglas, für alle sichtbar, seine Hemmung, einen Gegner fertigzumachen. Er setzte nach: links, rechts, links. Der letzte Haken traf Tyson im Fallen.

Douglas begab sich in seine Ecke, auf den Füßen federnd wie zu Beginn des Kampfes. Meyran beugte sich über Tyson und begann zu zählen.

Eins ... zwei ... drei ... vier ...

Tyson, auf allen vieren, suchte blind nach seinem Mundschutz.

... fünf ... sechs ... sieben ...

Tyson fand den Mundschutz, stopfte ihn sich verkehrt herum in den Mund.

... acht ... neun ...

Tyson drehte sich zu Meyran, versuchte aufzustehen, aber fiel nach vorne und griff wie ein Betrunkener nach dem Arm des Ringrichters. Meyran signalisierte das Ende des Fights, dann schloss er Tyson in die Arme, als wolle er ihn vor all dem Unheil schützen, das bald über ihn hereinbrechen sollte.

In der anderen Ecke des Rings tanzten Johnson, Russell und McCauley wie Kinder um Douglas herum, der Ring füllte sich mit Journalisten, Funktionären, Fans. Fernsehmoderator Larry Merchant arbeitete sich zu Douglas vor und begann mit der offensichtlichsten, aber einzig richtigen Frage: «Warum haben Sie diesen Fight gewonnen, obwohl niemand dachte, dass Sie gewinnen würden?»

Douglas zögerte. Aus dem Hintergrund rief jemand: «Seine Mutter!»

Douglas blinzelte, versuchte die Tränen zurückzuhalten. «Meine Mutter», sagte er mit erstickter Stimme. «Meine Mutter ... Gott habe sie selig.» Er wischte sich mehrfach mit dem riesigen Boxhandschuh durchs Gesicht. Von hinten drückte John Russell seinem Boxer und Freund die Schulter.

Dann fing sich Douglas, schluckte die Tränen runter, sagte etwas über den Kampf. Plötzlich aber, als wäre ihm gerade etwas eingefallen, wandte er sich direkt zur Kamera und sagte:

«Dad ... das hier ist für dich. Ich liebe dich.»

Kapitel X: Chronik eines Absturzes

Mike Tyson kommt ins Gefängnis und reisst dann die Deutungshoheit über seinen Verfall an sich.

Was mit Mike Tyson nach seiner Niederlage geschah, ist bekannt. In zahllosen Interviews, Dokumentarfilmen, Talkshows, Podcasts, Comics, Büchern und TV-Sendungen wurde sein Schicksal durchleuchtet, ausgebreitet, seziiert und archiviert. Hier noch einmal die Chronik seines Abstiegs:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1992 wird er wegen Vergewaltigung der 18-jährigen Desiree Washington zu sechs Jahren Haft verurteilt. Er liest Dostojewski und Shakespeare und konvertiert zum Islam. Nach drei Jahren wird er vorzeitig entlassen.

1997 beisst er im Ring Evander Holyfield ein Stück Ohr ab. Der Kampf wird abgebrochen. Später findet man das Stück von Holyfields Ohr auf dem Ringboden. Tyson wird die Boxlizenz entzogen.

1998 Tyson verklagt seinen Promoter Don King auf 100 Millionen Dollar (und lässt die Klage sechs Jahre später fallen, gegen die Zahlung von 14 Millionen Dollar). Ein psychiatrisches Gutachten stuft Tyson als schwer depressiv ein, aber stabil genug, um zu boxen.

1999 wird Tyson zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, weil er einen 62-jährigen Mann schlug.

2000 streckt er in einem Kampf zuerst seinen Gegner und dann den Ringrichter nieder. Noch im Ring gibt er ein Interview, in dem er den damals stärksten Boxer, Lennox Lewis, herausfordert: «Ich bin der Beste aller Zeiten. Ich bin der brutalste und böartigste, der skrupelloseste Champion, den es je gegeben hat. Es gibt niemanden, der mich aufhalten kann. Mein Stil ist ungestüm, meine Verteidigung uneinnehmbar, und ich bin einfach nur wütend. Ich will sein Herz! Ich will seine Kinder essen!» (Lewis hatte keine Kinder.)

2002 kommt es endlich zum Kampf gegen Lewis. Mike Tyson ist chancenlos.

2005 folgt der (vorerst) letzte Fight seiner Karriere. Der Gegner heisst Kevin McBride, ein schwerfälliger Ire mit einer laschen, offenen Deckung – genau die Art Gegner, die Tyson in den 1980er-Jahren in der ersten Runde k. o. schlug. Aber Tyson ist nicht mehr der Boxer von einst, er steht nur noch im Ring, weil er Geld braucht. In der sechsten Runde rutscht er aus, der Ringrichter kniet sich zu ihm nieder und informiert ihn, dass er nicht angezählt sei und wieder aufstehen könne. Tyson bleibt einfach sitzen. «Zu spät schlau, zu früh alt», so beschreibt er sich selbst in seiner (vorerst) letzten Pressekonferenz.

Ab 2005 konsumiert Tyson täglich Brandy, Kokain, Zolofit, Marihuana, Zigaretten und Morphinum. Er besucht Kliniken für Sexsucht und Drogensucht. Wird vegan. Wird clean. Wird rückfällig.

Doch plötzlich änderte sich etwas. Vor acht Jahren riss Mike Tyson die Deutungshoheit über seinen Verfall in einer erstaunlichen Volte an sich. Er begann, die Details seiner Geschichte selbst zu erzählen, statt sie von der Presse ausgraben zu lassen: erstmals 2012 in einer Broadway-Show, 2013 dann in seiner Autobiografie «Undisputed Truth». 2017 erwähnte er nebenbei in einem Fernsehinterview, dass er als Siebenjähriger sexuell missbraucht worden sei.

Man kann das als Versuch deuten, die Tragik durch Geständnisse aufzupolieren, man kann es aber auch als Einsicht eines Mannes lesen, der seine eigenen Abgründe akzeptiert und zugleich instinktiv verstanden hat, dass er den Medien den Wind aus den Segeln nimmt, wenn er von sich aus alles sagt.

Wenn man Mike Tyson glauben will, hat sein Wandel mit einer Drogenerfahrung zu tun. In einem Podcast-Interview erzählte er 2019, wie er eine Substanz namens 5-MeO-DMT konsumiert habe. Das Gift einer seltenen Krötenart ist der extreme Cousin des schamanischen Gebräus Ayahuasca. Während Ayahuasca als gemütliche Bootsfahrt an den Rand des Universums beschrieben wird, ist das Krötengift ein Raketenflug an denselben Ort. Er könne seither nichts mehr mit Boxen anfangen, sagte Tyson. Er schaue Videos von früher und erkenne sich nicht wieder. Er vermeide es zu trainieren, um nicht die Wut zu wecken, die in ihm schlummere.

Der Egomane, den Cus D'Amato in der Hypnose zum Leben erweckte, schien seinen Frieden gefunden zu haben.

Tyson hat kein elaboriertes Vokabular, er lispelt und verschluckt die Wörter, aber in diesem Gespräch glaubte man, einen geläuterten Mann zu hören, der im Alter von 53 Jahren feststellt, dass er – wie Buster Douglas – ein Boxer gewesen war, der keiner sein wollte.

Etwas mehr als ein halbes Jahr später, im Sommer 2020, verkündete dieser Mann sein Comeback.

Kapitel XI: Die Einsamkeit des Siegers

Buster Douglas verliert mehr, als er je hatte, seine Frau rettet ihm das Leben.

«Auf den Fight waren wir vorbereitet. Aber nicht auf das Danach», hören wir Buster Douglas sagen, plötzlich laut und deutlich. Eben verstanden wir ihn noch so schlecht, dass wir uns fragten, ob wir seinen Sohn Artie bitten sollten, die Musik leiser zu stellen.

Wir sitzen noch immer bei den beiden im Auto, dreissig Jahre nach dem Tyson-Fight. Es schneit, und die trockene Wärme der alten Klimaanlage lullt uns ein. Draussen zieht die graue Stadt vorbei.

«Hätte meine Mutter noch gelebt, wäre nichts von der ganzen Scheisse passiert», sagt Buster Douglas plötzlich.

Welche Scheisse?, fragen wir.

Die Scheisse, die Douglas meint: Als er nach dem Tyson-Fight wieder in Columbus landete, am 13. Februar 1990, begann eine Höllentour, die erst am 4. Juli 1994 endete, auf der Intensivstation des Grant Medical Center seiner Heimatstadt. Douglas, 180 Kilo schwer, war wegen eines Blutzuckerwerts von 850 Milligramm pro Deziliter ins diabetische Koma gefallen. Normal sind Werte bis höchstens 140 Milligramm.

Zwischen dem Kampf und dem Koma lag das, was wohl jeder durchmacht, der über Nacht weltberühmt wird: Leute, die du seit Jahren nicht gesehen hast, geben sich als beste Freunde aus. Fadenscheinige Menschen offerieren dir aus fadenscheinigen Gründen fadenscheinige Geschäfte. Du gehst feiern, obwohl du schlafen willst, und gerade wenn du denkst, dass du diese Party besser verlassen solltest, fällt dir ein, dass es deine eigene ist.

Keiner kann dich auf das vorbereiten, was kommt, du kannst nur hoffen, dass du dafür gemacht bist. Buster Douglas schien auf den ersten Blick ein guter Kandidat: Er lebte ein einfaches Leben und hatte nicht die Absicht, daran etwas zu ändern. Aber er

hatte auch eine Schwäche: Er konnte nicht Nein sagen. Und er hatte einen Manager namens John Johnson, der zu allem Ja sagte.

Johnson hetzte Douglas durchs halbe Land, keine Gelegenheit liess er aus, seinen Weltmeister zu präsentieren: in der «Tonight Show» von Johnny Carson, auf Partys in Las Vegas, als Celebrity-Schiedsrichter in einem Wrestling-Fight von Hulk Hogan. Douglas traf sich mit Clint Eastwood, der seine Geschichte verfilmen wollte, drehte Werbespots und liess sich bei einer Parade in Columbus von 25'000 Menschen feiern. Er jettete von New York nach Los Angeles nach Kansas City, aber nicht wie früher in der Economy Class, sondern standesgemäss, wie Johnson fand, in einem Privatjet.

«Mann, war das eine Wahnsinnsmaschine», sagt Douglas jetzt. «Aber all das wollte ich gar nicht. Ich wollte nach Hause.» Bei jedem anderen Schwergewichtsweltmeister würde man das wahrscheinlich als Koketterie abtun. Buster Douglas glaubt man aufs Wort.

So viel wie mit dem Tyson-Fight hatte Douglas nie zuvor in seinem Leben verdient: 1,3 Millionen Dollar. Doch das war wenig im Vergleich zu früheren Tyson-Herausforderern. Und es war noch viel weniger im Vergleich zu dem, was er für den nächsten Kampf bekommen konnte. Im Raum stand die höchste Summe, die je einem Titelverteidiger gezahlt worden war: 24 Millionen Dollar.

Bevor dieser Kampf stattfinden konnte, gab es allerdings einen anderen Kampf, vor Gericht, der selbst mit der Distanz von dreissig Jahren und dem Wissen aus zahllosen Zeitungsartikeln, Fernsehdokumentationen und Biografien noch immer nur schwer zu durchschauen ist.

Es gab vier Parteien: den Promoter Don King, den Casinobesitzer Donald Trump (der mit Tyson befreundet war), den Douglas-Manager John Johnson und Steve Wynn, den Manager des Casinohotels Mirage in Las Vegas.

Don King behauptete, er habe ein Mitbestimmungsrecht am nächsten Douglas-Fight.

Donald Trump behauptete, er habe die Rechte an einer Revanche Douglas–Tyson.

John Johnson fand, die beiden hätten überhaupt keine Rechte, und unterzeichnete stattdessen einen Vertrag mit Steve Wynn und dem Mirage über einen Fight zwischen Douglas und Evander Holyfield.

Das Ganze nahm den Verlauf, der üblich ist, wenn zu viel Geld und zu viel Ego im Spiel sind: Johnson verklagte King, um die Alleinrechte an dem nächsten Douglas-Fight zu erhalten.

King verklagte Johnson auf Vertragsbruch.

Trump verklagte Johnson wegen Einmischung in den Vertrag zwischen Trump und King.

Am Ende einigten sich die Parteien: King bekam 4,5 Millionen von Wynn und dem Mirage. Trump bekam 2,5 Millionen von Johnson und dem Mirage. Johnson bekam den Douglas-Fight im Mirage. Und Douglas? Der bekam die 24 Millionen Dollar (abzüglich Johnsons Anteil), verlor jedoch ein halbes Jahr wertvolles Training. Er hatte keine Zeit, sich zu erholen, keine Zeit, um seine Mutter zu trauern, und die paar Leute, die ihn zuletzt begleitet hatten, stritten sich nur noch. All das zerstörte Buster Douglas.

«Es war das totale Chaos», sagt er. «Es ging um so viel Geld, wir liessen uns überwältigen und auffressen. Wir waren alle so stur.» Zum ersten Mal auf dieser Autofahrt durch Columbus dreht er sich zu uns um. «Wisst ihr, was härter ist, als erfolgreich zu werden? Erfolgreich zu sein. Wir waren ein Team, als wir uns auf Tyson vorbereiteten. Doch dann fielen wir auseinander. Wir schauten uns an wie Fremde.»

Douglas' Herausforderer Evander Holyfield war ein technisch versierter Halbschwergewichtler, der es mit extremem Training (und mithilfe von Steroiden, sagen manche) von 81 auf 90 Kilo geschafft hatte, das Mindestgewicht eines Schwergewichtlers. Der Kampf gegen Buster Douglas war seine erste Titelchance, mit religiösem Eifer bereitete er sich darauf vor. Douglas hingegen hatte zwischen all den Rechtsstreitigkeiten und Showterminen seine Lust am Boxen verloren. Während Holyfield Mühe hatte, schwerer als 90 Kilo zu bleiben, steuerte Douglas auf die 150 zu.

«Ich wollte den Kampf absagen», versichert uns sein Trainer John Russell, «aber Buster sagte mir: <Ich werde nie mehr die Möglichkeit haben, so viel Geld zu verdienen.>»

Douglas war wieder der Boxer, der keiner sein wollte: Er wollte das Geld – die 24 Millionen Dollar machten ihn in jenem Jahr zum weltweit bestbezahlten Sportler –, aber er wollte nicht kämpfen.

Und so betrat am 25. Oktober 1990 ein schlecht trainierter, übergewichtiger Titelverteidiger das Mirage in Las Vegas zu einem Kampf vor 16'000 Zuschauern. Folgende Anekdote beschreibt seine Verfassung am besten: In der Umkleidekabine, keine Stunde vor dem Fight, nickte Douglas ein. Wie ein Kind, das vor Überforderung in den Schlaf flüchtet.

Der Kampf war eine kurze, traurige Angelegenheit. Holyfield erwies sich nicht nur als fitter, er war auch taktisch besser. Als er in der dritten Runde einem ungelungenen Douglas-Uppercut leichtfüßig auswich und mit einer brutalen rechten Geraden antwortete, stürzte der Titelverteidiger zu Boden und griff im Fallen nach Holyfield, als suche er Halt ausgerechnet beim Gegner. Douglas rollte auf den Rücken und atmete schwer. Er wischte sich mit dem Handschuh übers Gesicht.

Einmal. Zweimal. Und noch ein drittes Mal. Aber nicht ein einziges Mal versuchte er, wieder aufzustehen. Er wollte nicht mehr.

«Ob er aufgegeben hat?!» John Russell schaut uns missmutig an. «Ganz ehrlich: Ich denke nicht. Ich denke, er wurde getroffen und ging zu Boden. Und als er am Boden war, sagte er sich: <Fuck it.>»

Douglas hatte sich mal wieder nicht an das Männlichkeitsskript der Boxwelt gehalten. Er war einfach liegen geblieben. Hatte keine Lust mehr gehabt auf den Schmerz. Und wieder hiess es: Er ist ein quitter. Aber sein Ziel hatte er erreicht: Er hatte den Jackpot. Und stand nun vor der Frage: Was tun mit so viel Geld?

Vor allem wollte er sich den Frieden erkaufen, den er nach dem Tyson-Kampf verloren hatte. Wieder vereint mit seiner Ehefrau Bertha und den Kindern, erwarb Douglas ein Anwesen in Marco Island, einem Fischerdörfchen in Florida. Die meisten

Anwohner bewegen sich in dem von Kanälen durchzogenen Gebiet nicht mit dem Auto, sondern mit dem Boot. Douglas kaufte sich eines aus Teakholz und taufte es Lula Pearl, nach seiner Mutter. Seinen Frieden fand er trotzdem nicht.

Was machen Menschen, die unglücklich sind?

Mike Tyson trug seinen Frust, seine Wut und seine Trauer in die Öffentlichkeit. Douglas frass alles in sich rein. Im Wortsinn. «Es war etwas, das ich mit mir selber ausmachen musste», sagt er uns. «Ich wollte auf niemanden hören, konnte es mit niemandem teilen. Ich ass und trank einfach wie ein Wahnsinniger.»

Innerhalb von zwei Jahren legte er so viel Gewicht zu, dass ihn Freunde nicht mehr erkannten. Er wurde krank, doch er frass und soff weiter.

Am 4. Juli 1994 rief Bertha Douglas die Ambulanz, und auf dem Weg ins Krankenhaus fiel ihr Mann ins diabetische Koma. Er erzählt: «Als ich aufwachte, sah ich die Ärzte, wie sie mich anschauten und sich fragten: <Jesus, ist das wirklich er?> Sie waren angewidert, so fett war ich.» Douglas lacht bitter.

Er, der zwei Jahre alles mit sich selbst ausgemacht hatte, griff zum Telefon und wählte die Nummer seines alten Trainers John Russell: «Ich bin in Schwierigkeiten.» Russell, der selbst gerade erst vom Alkohol losgekommen war, stieg ins Auto und fuhr los. Sie verabredeten sich im Park. Douglas wog 180 Kilo.

«Wir laufen 400 Meter», sagte Russell. Nach zehn Metern blieb Douglas röchelnd stehen.

«Okay, wir gehen 400 Meter», sagte Russell.

Und so begannen die beiden. Irgendwann wechselten sie ins Gym. Kein Comeback. Nur ein bisschen Training. Doch nach einer Weile fragte Douglas, ob er wieder einmal gegen jemanden in den Ring steigen dürfe. Russell konnte ihm kaum den Kopfschutz aufsetzen, so fett war er. «Aber boxen – das konnte der Hurensohn immer noch», sagt Russell.

Und so kam es, dass der Mann, der 1994 beinahe gestorben wäre, zwei Jahre später und 70 Kilo leichter wieder im Boxring stand. Mit seinem Trainer Russell in der Ecke und dem stolzen Vater Bill an seiner Seite.

Es war ein kurzes, sportlich irrelevantes Comeback. Aber es rettete sein Leben.

Kapitel XII: Der Gefangene und der Ausbrecher

John Russell flüchtet von der Bühne, die Jazzkappelle stimmt ihre Instrumente.

Buster Douglas steht im Ballsaal des Hotels Hyatt, gross und schwer, er trägt einen schwarzen Anzug und einen breitrempigen Hut, den er den ganzen Abend nicht ablegen wird. Mehrere Hundert Leute sind gekommen, um das Dreissig-Jahr-Jubiläum seines Sieges gegen Mike Tyson zu feiern. Der Trubel scheint ihm unangenehm, doch die Gala dient einer guten Sache, vielleicht hat er ihr überhaupt nur darum zugestimmt: Es wird Geld für ein christliches Jugendzentrum gesammelt.

Was auffällt: dass auf der Bühne an diesem Abend nur Männer reden, abgesehen von Joyce Beatty, einem Mitglied des Repräsentantenhauses in Washington. Sie spricht über die Wirkung, die Buster Douglas noch immer auf viele schwarze Kids habe, weil er ihnen Mut mache, daran zu glauben, selbst die aussichtsloseste Situation überwinden und etwas erreichen zu können.

«Wenn du am Boden bist», sagt Joyce Beatty mit kräftiger Stimme und macht die Faust, «solltest du nicht aufgeben, sondern aufstehen. Ganz egal, wie klein deine Chancen sind. Das ist, was Buster Douglas uns gelehrt hat.» Sie spricht wie eine Priesterin, wie Oprah Winfrey. Und dann sagt sie: «Danke, dass du nie zu gross für uns wurdest.»

Es ist eine interessante Formulierung in einem Land, in dem es nie gross genug werden kann. In dem die Portionen, die Autos, die Menschen und die Geschichten, die wir über sie erzählen, immer larger than life sein müssen. Man ahnt sofort, dass die Abgeordnete gerade etwas Ungewöhnliches, fast Radikales gesagt hat.

Joyce Beatty dankte Buster Douglas dafür, dass ihm der Ruhm nie zu Kopf gestiegen ist, dass er nie vergessen hat, wo er herkommt. Sie dankte ihm, dass er den Kids nicht nur in der Erfüllung des amerikanischen Traums vom Aussenseiter, der Weltmeister wurde, ein Vorbild ist, sondern auch in dem, was danach kam. Wenn man

so will, bedankte sich Beatty bei ihm dafür, dass er sich dem Wahnsinn der Boxwelt entzogen hat. Und dass er auch darin den Kids ein Vorbild sein kann.

Douglas sitzt an einem Achteertisch bei der Bühne, neben ihm sein Bruder Billy und sein Freund John Russell. Seine Frau Bertha, die all die Jahre bei ihm geblieben ist, ist nicht da. Sie hasst den Boxsport und das Leid, das er über ihre Familie gebracht hat.

Als Douglas und sein früheres Team auf der Bühne eine Urkunde der Stadt entgegennehmen sollen, kommt es zu der unangenehmen Situation, dass vier alte Männer nebeneinanderstehen, die miteinander gebrochen haben. John Russell verlässt die Bühne als Erster, fast fluchtartig. Auch Douglas ist sichtlich erleichtert, als er wieder Platz nehmen darf.

John Johnson, seinen Ex-Manager, hingegen muss man beinahe von der Bühne bitten, so ausführlich beantwortet er die Fragen des Moderators. Nach einer halben Stunde geht er, seinen Freund J. D. McCauley, den anderen Trainer, im Rollstuhl vor sich herschiebend.

Der offizielle Teil des Abends ist vorüber, die Jazzband stimmt ihre Instrumente, wir gehen von Tisch zu Tisch. John Johnson schwört beim Grab seiner Mutter, dass Russell nur ein kleines Licht in der Ringecke war, angeheuert wenige Wochen vor dem Kampf als Assistent des eigentlichen Trainers: J. D.

Russell hält dagegen: «J. D. hat Buster sechs Jahre lang trainiert, aber erst als ich dazukam, wurde Buster fit.» Er flucht und schwitzt, die Vorwürfe nagen an ihm. Aber dann wird seine Stimme weicher: «Ich bin nur hier, weil Buster mich angefleht hat zu kommen. Gestern Abend waren wir essen, nur wir beide. Das bedeutet mir mehr als alles andere.»

Dann nähern wir uns J. D. McCauley, er wirkt erschöpft. Einer seiner Söhne gibt uns ein Zeichen, ihn zu schonen, aber McCauley will mit uns reden: «Was damals passiert ist», flüstert er, «macht mich traurig. Ihr habt es gerade erlebt: Das wirkt alles bis heute nach. Ich bin nicht mehr glücklich, ich trage nicht einmal mehr meinen Weltmeisterring.»

Und Douglas? Vielleicht ist er ja tatsächlich der Beweis, dass das Leben dem Boxen ähnelt, weil man im alltäglichen Wahnsinn endlose Kämpfe in vielen Runden durchstehen muss, und wenn es zum Schlagabtausch kommt und man zu Boden geht, steht man halt wieder auf. Doch seine Geschichte zeigt auch etwas anderes: Sich einen Traum zu erfüllen, bedeutet nicht, dass man danach nie mehr unglücklich ist.

Was bleibt vom grössten Aussenseitersieg in der Sportgeschichte? Ein Gefangener des Systems, Mike Tyson, der ein Comeback plant. Und ein Ausbrecher aus dem System, Buster Douglas, der jeden Tag mit seinem ehemaligen Trainer telefoniert, ohne ein Wort übers Boxen zu verlieren.

„Wir haben gewusst, dass es ein Risiko gibt, und er hat es auch gewusst“

David Lama war das Wunderkind des Klettersports. Vor einem Jahr kam er bei einem Lawinenabgang ums Leben. Wir haben seine Eltern, Freunde und Kollegen nach ihm befragt. Ihre Erinnerungen zeichnen das Bild eines Menschen, der alles auf einmal war: radikal und gelassen, besessen und liebevoll

Von Tobias Haberl und Tobias Scharnagl, Süddeutsche Zeitung Magazin,
09.04.2020

Vor 14 Jahren erschien im *SZ-Magazin* ein Porträt über David Lama, der gerade 16 geworden war und als Wunderkind des Klettersports galt, ja vielleicht als größtes Talent, das es in diesem Sport je gegeben hatte. Unser Reporter war damals verblüfft: »Dieser Lama ist ein besonderer Mensch«, der Junge – 1,65 Meter groß und 55 Kilo schwer – habe fast nichts gesagt, und doch könne man sich seiner Aura nicht entziehen.

In den Jahren danach entwickelte sich Lama zu einem der erfolgreichsten Alpinisten und Bergsteiger. Im Himalaja und in Patagonien stieg er durch Wände, von denen Bergsteiger wie Reinhold Messner sagten: Die bezwingt keiner. »Wenn ich mal nicht mehr klettere, bin ich querschnittsgelähmt oder tot«, hat Lama mal gesagt.

Gemeinsam mit Hansjörg Auer und Jess Roskelley kam David Lama am 16. April 2019 bei einem Lawinenabgang an der Ostwand des Howse Peak in Kanada ums Leben. Seine Eltern und Freunde sagen, er habe versucht, jede Sekunde seines Lebens in den Bergen zu verbringen. »Ohne uns Menschen wären die Berge nur Steinhäufen«, hat er gesagt: »Schotter und Fels ohne Bedeutung.« Erst die Menschen würden ihnen Sinn verleihen: wild, schön, gefährlich. Menschen hinterlassen Spuren im Leben, aber keine auf Stein. Felsen erzählen keine Geschichten. Das können nur die, die ein Stück des Weges mitgegangen sind.

Claudia Lama, Mutter

»Mit fünf war David zum ersten Mal im Kinderlager zum Klettern, das hat damals der berühmte Bergsteiger Peter Habeler geleitet. Ich hab mir gedacht: Der wird nicht bleiben, fast eine Woche ohne uns, das hält er nicht aus. Als wir im Zillertal ankamen, waren die anderen Kinder schon da, alle deutlich älter, die Jüngsten acht, manche 13 oder 14. ›David‹, hab ich gesagt, ›wir gehen jetzt. Willst du wirklich dableiben?‹ Aber er sagte nur: ›Ja ja, ich bleib beim Peter.‹ Als ich am nächsten Tag anrief, meinte der Peter: ›Mach dir keine Sorgen, der David ist der Star in der Gruppe. Gestern ist er mit uns auf einen Dreitausender marschiert.‹ Zwei Tage später rief mich der Peter von sich aus an: ›Claudia‹, hat er gesagt, ›gestern waren wir beim Klettern. Ihr müsst kommen und euch das anschauen. Wie der David sich zu den Felsen hinstellt. Ich hab so was noch nie gesehen.«

Stefan Glowacz, Bergsteiger

»Ich habe David kennengelernt, da war er noch ein Kind. Ich bin nie wieder einem Menschen begegnet, der so besessen vom Klettern war, der sich so natürlich und instinktiv in der Wand bewegt hat. David war ein Bewegungsgenie, da war nichts angelernt, jede Bewegung kam ganz spielerisch aus ihm heraus. Klettern war seine natürliche Fortbewegungsart.«

Andreas Pfister, Klassenlehrer am Sportgymnasium

»Mit 17 wollte David die Schule hinwerfen. Sei nicht dumm, hab ich gesagt, es ist doch nur noch ein Jahr bis zur Matura! Alle haben wir auf ihn eingeredet, wir Lehrer, seine Eltern, sogar seine Nachbarin, aber wenn David einen Entschluss gefasst hatte, konnte ihn nichts auf der Welt davon abbringen. Er war damals schon Weltmeister und hatte Projekte im Kopf, die sich mit der Schule einfach nicht vereinbaren ließen. Wenn ich heute daran denke, was er erreicht und erlebt hat – vielleicht habe ich ihn damals unterschätzt, vielleicht wusste er am besten, was gut für ihn ist.«

Peter Ortner, Bergsteiger

»2013 waren David und ich im Basislager des Masherbrum in Pakistan. Der Plan war, als erste Menschen über die Nordostwand den 7821 Meter hohen Gipfel zu

erreichen. Wir warteten tagelang auf gutes Wetter und starrten die Wand vor uns an, 3500 Meter lang, extrem steil, als würde man einen Granitmonolithen auf die Eiger-Nordwand setzen. Natürlich hatten wir unsere Route im Kopf, trotzdem dachte ich über Alternativen nach. Ich habe drei Kinder, ich möchte nicht in 7000 Meter Höhe in eine Sackgasse geraten. David war anders, er tat sich immer schwer mit Kompromissen. Manchmal hatte ich den Eindruck, als interessiere ihn nur die schwierigste und eindrucksvollste Route. Er wollte eine Wand nicht einfach durchsteigen, er wollte sie auf seine Art durchsteigen, mit Stil, mit Charakter. Trotzdem hat er meine Einwände immer berücksichtigt, obwohl ihm das sicher nicht leichtgefallen ist.«

Claudia Lama, Mutter

»Als er die Schule abbrechen wollte, habe ich ihn gefragt, ob was vorgefallen ist, aber er meinte nur: Mama, ich sitz im Unterricht und schaue aus dem Fenster auf die Berge, ich seh den schönen Schnee und denk mir: Warum sitz ich eigentlich hier unten und muss mir was über Goethe und Schiller anhören, wo mich doch jedes Blatt, das draußen vom Baum fällt, mehr interessiert?«

Rinzi Lama, Vater

»Einmal, David war 15, war Claudia fünf Wochen in Nepal, und er und ich waren allein zu Hause. ›Soll ich dir was kochen?‹, habe ich gefragt. Und er: ›Nein, du brauchst nicht kochen. Du schaust für dich selber und ich schau für mich selber.‹ Dann ist er in die Küche gegangen, hat Nudeln gemacht, Thunfisch dazu, sich an den Tisch gesetzt und aus dem Topf gegessen. Dann hat er gesagt: ›Du, wenn du magst, kannst du den Rest essen.««

Peter Schallert, Deutsch- und Englischlehrer

»David war ein guter, aber extrem stiller Schüler, der wegen seiner vielen Reisen oft gefehlt hat. Ich kann mich nicht erinnern, dass er im Unterricht jemals aufgezeigt oder etwas gesagt hätte. Er saß einfach nur da und hat in sich hinein gelächelt.«

Andres Lietha, ehemaliger Mitarbeiter der Outdoor-Firma Mammut

»David war zwölf, als Mammut ihn unter Vertrag genommen hat. Ich war für das Sponsoring verantwortlich und besuchte seine Eltern, um die Vertragsformalitäten zu besprechen. Es ging um Zahlen und Bürokratie, das hat ihn natürlich überhaupt nicht interessiert, aber auf einmal hat er mich gefragt, ob ich mit ihm klettern gehen würde. Wir sind dann nach Innsbruck an die Kletterwand. Mir war etwas mulmig, als er mich gesichert hat, weil er ja nur 35 Kilo wog und mich halten musste, aber es ist alles gut gegangen. Ich bin sicher, dass er das bewusst gemacht hat. Er wollte mich testen. Er wollte herausfinden, ob ich verstehe, was er da eigentlich macht, ob ich seine Leidenschaft nachvollziehen kann. Als wir zurückkamen, wurde der Vertrag unterschrieben.«

Claudia Lama, *Mutter*

»Manchmal saß er im Wohnzimmer auf dem Boden und hat seine Klemmkeile und Karabiner mit einem Wattestäbchen gereinigt.«

Heiko Wilhelm, *CEO Österreichischer Kletterverband*

»2012 war ich mit David bei einem seiner letzten Kletterwettkämpfe in China. Er kam ins Finale, Sieger wurde er nicht. Er kletterte gut, war aber in Gedanken schon woanders. Jeden Tag blätterte er stundenlang in Bildbänden und sah sich die eindrucksvollsten Berge der Erde an. Er sprach fast nur von unberührten Wänden im Himalaja und in Patagonien, die er durchklettern wolle. Wettkämpfe haben ihn nicht mehr interessiert, er war auf der Suche nach Abenteuern.«

Thomas Dirnhofer, *Dokumentarfilmer*

»Ich war drei Jahre hintereinander mit David in Patagonien, um den Film Cerro Torre zu drehen. Dieser Berg ist der Wahnsinn: ein riesiger Zinken mit einem Eispilz obendrauf, und David wollte als erster Mensch überhaupt die extrem schwierige Kompressorroute frei klettern. Als er es 2012 geschafft hatte, wollte ich ihm ein paar Zitate entlocken, die den Zuschauern die Außergewöhnlichkeit dieser Expedition vor Augen führen sollten. ›Jetzt erzähl doch mal‹, sagte ich, ›wie war es, diese Wahnsinnswand zu klettern, fallen dir keine Bilder oder Vergleiche ein?‹ Und er so: ›Na ja, ich bin halt raufgeklettert.«

Reini Scherer, *Trainer*

»Ich habe mit seiner Mutter mal geredet, weil ich mir Sorgen um David gemacht habe. Der macht so viele Sachen allein, habe ich gesagt: Ob er nicht vereinsamt irgendwie? Sie hat geantwortet: ›Nein, du verwechselst da was. Er ist nicht einsam, er ist einfach gern allein in den Bergen.««

Barbara Linke, *Nachbarin*

»Als Kind konnte David nicht stillsitzen. Wenn alle am Tisch saßen, hing er an wie ein Äffchen an einem Stuhl oder einer Bank und hangelte sich irgendwo hoch, das war einfach in ihm drin.«

Claudia Lama, *Mutter*

»Wir waren im Auto, er saß hinten, die Sonne ging gerade unter. Auf einmal entdeckte ich Rehe auf der Wiese und sage: ›Schau mal, David, siehst du die Rehe?‹ Und er so: ›Was interessieren mich die Rehe? Mich interessieren die Felsen dahinter.««

Katharina Saurwein, *Kletterin*

»Ich habe David mal gefragt, ob er keine Angst hat, dass ihm in den Bergen was passiert. ›Nein‹, hat er gesagt, ›lieber gehe ich das Risiko ein und kann das machen, was ich liebe.««

Peter Habeler, *Bergsteiger*

»Zum 75. Geburtstag habe ich mir gewünscht, dass der David mit mir die Eiger-Nordwand durchsteigt. Es war kalt an dem Tag. David war ganz ruhig. Gute Bergsteiger werden ruhig am Berg. Eine Sicherheit geht von ihnen aus, das kann man schlecht beschreiben. Die hat sich auf mich übertragen. Er ist voraus, ich bin hinterher. Am Todesbiwak haben wir übernachtet. Man freut sich und redet nicht viel. Am nächsten Morgen sind wir rauf. Der David ist dann mit den Skiern runter, ich mit dem Hubschrauber. Drunten wollte ich anständig feiern, aber der David wollte lieber heim, also sind wir am selben Tag zurückgefahren, er am Steuer, wir waren um halb drei nachts in Innsbruck. Er wollte am nächsten Tag früh aufstehen, zum Klettern.«

Stephan Siegrist, *Bergsteiger*

»Ich war mit David im Himalaja und in Kirgistan. Er schien manchmal unnahbar, war aber ein extrem herzlicher und fürsorglicher Mensch. Als ich das erste Mal mit ihm in der Boulderhalle war, habe ich mir den ersten Hexenschuss meines Lebens geholt. Er war 18, ich zwanzig Jahre älter. Klar wollte ich mithalten, aber ich hatte keine Chance: Seine Fingerkraft war gigantisch, seine Körperspannung exzellent, er war in allen Belangen besser.«

Jorg Verhoeven, Kletterer

»Ich war mit David im Zillertal, um neue Kletterrouten zu erschließen. Auf einmal löste sich eine riesige Felsschuppe aus der Wand, sicher einen Kubikmeter groß, und krachte ihm auf den Fuß. Ich brachte ihn sofort ins Krankenhaus. Diagnose: Bruch des Mittelfußknochens. Zwei Wochen später kam er mit einer Schiene auf Krücken in die Kletterhalle gehumpelt. ›Du, Jorg‹, meinte er, ›lass uns in die Berge fahren, ich will mal wieder eine Wand attackieren.‹ Ich sagte ihm, dass er nicht mal gehen könne, wie er denn klettern wolle? Wir sind natürlich trotzdem gefahren. Es war April. Ich werde nie vergessen, wie er über Schneefelder und Eisblöcke bis zum Wandanstieg gestolpert ist. Kaum aber war er in der Wand, war er in seinem Element. Er hat den verletzten Fuß einfach nicht belastet und hinterhergezogen. Er war so geschickt, kam überall rauf und kletterte mit einem Bein Schwierigkeitsgrade, von denen ein sehr guter Hobbykletterer nur träumen kann.«

Florian Klingler, Manager

»Als wir mit David den Film Cerro Torre geplant haben, waren sich alle einig, es wäre wichtig, dass er, wenn er am Gipfel ankommt, auf die Knie fällt und die Hände nach oben reißt, das sollte dann von einem Helikopter aus gefilmt werden. Als ich das hörte, wusste ich sofort: Das macht der nie im Leben. Klar wollte die Produktionsfirma eine epische Geste, einen pathetischen Moment, aber David war nicht so. Die Sachen, die er gemacht hat, waren episch genug, er musste das nicht künstlich verstärken.«

Klemens Holzleitner, Freund

»Einmal war der Fuzzy – in der Klettergruppe vom Reini Scherer nannten ihn alle so, weil er immer der Kleinste war – zum Abendessen bei meiner Familie. Als wir

danach noch ein paar Bier in der Küche getrunken haben, meinte jemand: ›Hey Fuzzy, vielleicht solltest du dir eine Brille zulegen, damit würdest du seriöser wirken.‹ Ohne ein Wort nahm er mir mit seinem typischen Grinsen die Brille von der Nase und setzte sie sich auf. ›Jetzt schaut wirklich aus wie der Dalai Lama‹, meinte ich. Und er? Schnappt sich eines der orangefarbenen Geschirrtücher meiner Mama, legt es sich über die Schultern und faltet die Hände.«

Claudia Lama, Mutter

»David war sieben oder acht, als eine Maus unsere Weihnachtskekse angeknabbert hat. Ich habe sie gefangen, in ein Honigglas gesetzt, Löcher in den Deckel gemacht und ihr einen Keks reingelegt. Als David aus der Schule kam, stand er ganz still vor dem Glas. Plötzlich sagte er: ›Die Maus, die behalten wir.‹ Ich: ›Wir haben keinen Käfig.‹

Er: ›Dann fahren wir eben in die Tierhandlung.‹ Dort haben sie uns gesagt, dass eine wilde Maus im Käfig eingeht. Ich wollte einen Hamster kaufen, als Ersatz, aber er wollte nur die Maus. Daheim hat er sich wieder vor das Glas gestellt. ›David‹, habe ich gesagt, ›es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder du lässt die Maus frei, und sie lebt zufrieden weiter. Oder du behältst sie, und irgendwann streckt sie die Füße in die Höhe und ist tot.‹ Er hat mich angeschaut und kurz überlegt. Dann hat er das Glas gepackt, ist wortlos zur Tür rausmarschiert, den Hügel hinterm Haus rauf bis zur Wiese, und hat sie freigelassen.«

Rainer Eder, Fotograf

»David war nur 1,70 Meter groß. Im Gegensatz zu anderen eher kleinen Kletterern hat er sich nie darüber beschwert. Wenn er einen Griff nicht erreichen konnte, ist er einfach gesprungen und hat sich mit seinen Fingern hochgezogen.«

Barbara Linke, Nachbarin

»David war fünf, als ich zusammen mit seiner Oma auf ihn aufgepasst habe, weil die Claudia in der Arbeit war und der Rinzi nicht da. Auf einmal kam er an, in der Hand ein paar Seile und Karabinerhaken und meinte: ›Ihr müsst mich sichern.‹ Er wollte die Garagenwand hochklettern, so zwei, drei Meter, oben war ein Zaun, da hatte er schon einen Haken befestigt. Ich wollte es ihm ausreden, ich war immer so

besorgt um ihn, aber keine Chance. ›Ihr müsst keine Angst haben‹, hat er gesagt, ›euch kann nichts passieren.«

Reinhold Messner, Bergsteiger

»Ich bin nie mit David geklettert, kannte ihn aber von mehreren Begegnungen in Nepal, München und Südtirol. Ich bewundere sein Können und seine Gabe, dieses an großen Bergen umzusetzen. Er gehörte zu den besten Kletterern und Alpinisten seiner Zeit.«

Reini Scherer, Trainer

»Fischen hat er geliebt. Er ist in jeden Bach gestiegen. Einmal stand er unangemeldet vor meiner Haustür, einen Riesenfisch in der Hand, und meinte: ›Den könnt ma jetzt essen.«

Peter Mühlburger, Freund

»Einmal wollten David und ich die Kalkkögel, eine knapp 3000 Meter hohe Bergkette, in 24 Stunden mit Tourenskiern überqueren. Obwohl das Wetter mies war, brachen wir gegen Mitternacht auf. Nach ein paar Stunden merkten wir, dass sich an Davids Rucksack ein Fach geöffnet hatte und wir fast alle Müsliriegel verloren hatten. Zwei Stunden später löste sich Davids Skihalterung, und seine beiden Skier sausten in Richtung Tal. Nach weiteren vier Stunden riss das Netz, an dem mein Helm befestigt war. Ohne Helm konnten wir die Türme und Zinnen, die vor uns lagen, aber nicht bewältigen. Nachdem alles schiefgegangen war, brachen wir unsere Tour nach neun Stunden ab, latschten zurück ins Tal und besorgten uns ein Frühstück – von so was ließ sich David die Laune nicht verderben.«

Stefan Glowacz, Bergsteiger

»Einmal traf ich ihn, da war er gerade krachend am Masherbrum in Pakistan gescheitert, wollte es aber unbedingt noch mal versuchen. ›Komm doch mit‹, sagte er, überlegte kurz und sagte dann: ›Obwohl, lieber nicht, wahrscheinlich bist du zu alt.‹ Ich war ein bisschen gekränkt. ›Zu alt?‹, fragte ich. Und er: ›Ja, aber nicht wegen deines Könnens. Das Problem ist, du denkst zu viel. An so einem Berg darfst du nicht denken.‹ Er hatte recht. Bei so einer Wand darfst du nicht über mögliche

Konsequenzen nachdenken, denn wenn du es tust, steigst du gar nicht ein. Leider wurde ihm dieser Fatalismus zum Verhängnis. Sein letztes Projekt war mit ganz heißer Nadel gestrickt. Es gibt nur wenige Tage im Jahr, an denen man diese Wand in Kanada probieren kann, und es gab nur ein winziges Schönwetterfenster. Und selbst wenn du hochkommst, du musst ja wieder runter, dann setzen der Schneefall ein und die Stürme, und dann schnappt die Falle zu. Ich glaube, die drei sind sehenden Auges in die Katastrophe gegangen.«

Rinzi Lama, Vater

»Wir haben gewusst, dass es ein Risiko gibt. Und er hat es auch gewusst. Einmal hat er gesagt: ›Wer Angst vor dem Tod hat, hat auch Angst vor dem Leben.««

Manuel Gspan, Freund

»Wir waren Surfen im Atlantik. Dezember, ein arschkalter Morgen, 15 Grad Wassertemperatur, Regen und hereinwalzende Berge aus Wasser! Der David so: ›Geht scho, geh ma, kein Mensch da, mega!‹ Wir surften bis in den späten Vormittag, kassierten lange Tauchgänge, aber David war das egal, er paddelte immer wieder raus und probierte es noch mal, stundenlang. Ich glaube, er empfand die Wellen als Berge: Je mächtiger und steiler, desto reizvoller.«

Claudia Lama, Mutter

»Mit seinem Freund Klemens hat der David mal eine Skibindung entwickelt, in die er mit seinen Expeditionsschuhen samt Steigeisen reinsteigen konnte. Das Ding war richtig gut, die beiden hätten ein Patent anmelden können. Aber der David hat gesagt, so ein Patent, das raubt zu viel Zeit und Energie, das interessiert ihn nicht. Wenn etwas zu viel Zeit gekostet hat, hat er es nicht gemacht. Als hätte er gewusst, dass er nicht so viel Zeit hat.«

Florian Klingler, Manager

»Ist es das wert? Auf diese Frage war Davids gesamte Existenz ausgerichtet. Es ging aber nicht darum, ob es eine Besteigung wert ist, dafür zu sterben. Sondern: Ist sie es wert, das Risiko einzugehen? Er hat gewusst, was er vom Leben will, und das hat er radikal durchgezogen. Ist das vertretbar? Ist es zumutbar, den Freunden, der

Familie? Der David hat es offenbar als zumutbar betrachtet. Und das sollte man so akzeptieren.«

Hadley Hammer, *David Lamas Freundin*

»Auf dem Weg zur einer Skitour im Grand Teton National Park hielten wir kurz an, David ging in die Metzgerei. Als er rauskam, hatte er einen riesigen Eisriegel in der Hand – nicht gerade ein typisches Frühstück für einen Extremsportler, der wie fast alle pedantisch auf seine Ernährung achtet. Als ich ihn fragte, wie er auf die Idee gekommen sei, meinte er: Ach, ich wollte schon immer wissen, wie der schmeckt.«

Claudia Lama, *Mutter*

»Dass er eine Freundin in Amerika gehabt hat, haben wir erst nach seinem Tod erfahren. Das war typisch David. Ich habe sie dann per E-Mail gefragt, ob wir uns kennenlernen wollen, und wir sind zwei Wochen später für die Gedenkfeier von The North Face übergeflogen. Wir haben uns angeschaut und sofort gemocht. Am nächsten Tag ist sie mit uns wandern gegangen. Danach hat sie gesagt: Sie möchte nach Innsbruck kommen, um Davids Heimat und sein Umfeld kennenzulernen. Sie möchte sehen, wie David aufgewachsen ist. Jetzt wohnt sie unten in der Stadt in seiner Wohnung. Wir haben eine Beziehung zu ihr, als wäre sie unsere Tochter.«

Hadley Hammer, *David Lamas Freundin*

»David hatte viele verschiedene Arten zu lächeln: das Lächeln, wenn ihm ein Gericht besonders gut schmeckte, das Lächeln, wenn er mir Fotos von Bergen zeigte, die wir gemeinsam besteigen wollten, das Lächeln, wenn ich ihn dabei ertappte, dass er mich heimlich beobachtet hatte. Irgendwann mussten wir nicht mehr sprechen, uns nur anlächeln, um zu wissen, wie der jeweils andere sich fühlt.«

Florian Klingler, *Manager*

»Erst hieß es noch, die drei seien vermisst, aber dann kam die Nachricht: großer Lawinenkegel, Klettermaterial überall verstreut, ein Bein sichtbar, und keine Spuren aus dem Schnee. Da wurde nicht mehr von vermisst geredet.«

Claudia Lama, *Mutter*

»Als die Nachricht kam, dass die drei vermisst sind, hat der Rinzi sofort in Nepal angerufen. Die Mönche haben gleich mit der Zeremonie angefangen und die Sterne befragt. Sie haben uns gesagt, dass alle drei tot sind. Dass sie nicht tief im Schnee liegen, 60 Zentimeter vielleicht, nicht alleine, sondern beieinander, und dass sie bald gefunden werden. So war es dann auch. Der David und der Jess sind ganz nah beieinandergelegen, der Hansjörg einen Meter daneben.«

Peter Ortner, *Bergsteiger*

»Letztes Jahr hockte ich zu Hause auf der Terrasse. Ein paar Wochen zuvor war ich mit dem Gleitschirm abgestürzt und knapp am Totalschaden vorbeigeschrammt. Die Sonne schien, auf einmal klingelt mein Handy. Ich sehe, dass Davids Mutter dran ist. In dem Moment habe ich gewusst, dass etwas passiert ist. Der Gedanke traf mich so hart, dass ich nicht abnehmen konnte, ich ließ es klingeln und rief ein paar Minuten später zurück. Claudia erzählte mir gefasst den Stand der Dinge. Und obwohl noch nichts endgültig feststand, wussten wir beide, dass er wahrscheinlich tot war. Mein Telefon hörte an dem Tag nicht mehr auf zu klingeln, aber ich habe nicht mehr abgehoben.«

Hadley Hammer, *David Lamas Freundin*

»Wir waren beide viel unterwegs, deswegen telefonierten wir oft vier, sechs, manchmal acht Stunden am Stück. An Davids Seite fühlte ich mich glücklich und vollkommen ruhig. Ich freute mich sehr auf unser gemeinsames Leben, darauf, mit ihm eine Familie zu haben. Ich glaube, diese Geborgenheit hatte damit zu tun, dass wir sehr aufrichtig miteinander waren. Unsere Liebe war nicht bloß eine Romanze, wir planten sorgfältig unsere Zukunft: wo und wie wir unser Leben und unsere Leidenschaft für die Berge gestalten wollten. Eigentlich war alles vorbereitet, für ein Leben voller Liebe und Abenteuer.«

Claudia Lama, *Mutter*

»In den Wochen danach hat der Vater vom Jess das Unglück rekonstruiert. Er ist dafür immer wieder zur Unglücksstelle, hat die Ausrüstung eingesammelt und das Handy von Jess im Schnee gefunden. Es war ein Foto drauf, ein Selfie, David, Jess

und Hansjörg stehen auf dem Gipfel. Man sieht sie alle drei. Sie waren auf dem Weg nach unten, als die Lawine sie mitgerissen hat. Sie hatten keine Chance.«

Quentin Roberts, *Bergsteiger*

»Ich war an dem Tag im Banff Nationalpark. Ich sah die Lawine aus der Ferne. Es war, als würde der ganze Berg zusammenbrechen.«

Karoline Holzleitner, *Freundin*

»Ein paar Monate nach Davids Tod hat mir seine Mama ein Kuvert überreicht. Für den Fall, dass ihm etwas zustößt, hatte er seine Freunde bedacht. Claudia meinte: ›Zur Erfüllung eines Herzenswunsches.« Davids Augen hatten immer ein ganz spezielles Funkeln, wenn er über die Berge sprach. ›Irgendwann müsst ihr euch den Cerro Torre mal anschauen«, hatte er vor Jahren zu mir und meinem Bruder gesagt. ›Ja, dann reisen wir doch mal gemeinsam hin«, hatte ich geantwortet, und er so: ›Wieso braucht ihr denn mich dafür?« An dem Tag, als ich das Kuvert erhielt, buchte ich einen Flug, um meinen Bruder in Südamerika zu besuchen. Wenige Tage später saßen Klemens und ich in Patagonien. Es war windstill, obwohl es sonst nie windstill ist, und die Sonne schien.«

Die Unbeugsamen

Ein Klub in Kabul verlor bei einem Selbstmordanschlag Dutzende Athleten. Die Überlebenden bauten ihre Halle in eine Festung um – und trainieren weiter.

Von Fiedler, Matthias, Der Spiegel, 01.02.2020

Jedes Mal, wenn Fawad Abdali die Schmauchspuren an der notdürftig verputzten Wand in der Sporthalle sieht, kehren die quälenden Bilder zurück in seinen Kopf. Es war September vorvergangenen Jahres, ein Mittwoch im Kabuler Stadtteil Dascht e Barchi, kurz vor Trainingsschluss um Viertel vor sechs, so erzählt es der Coach des Maiwand-Ringerklubs leise. Das letzte Licht der Abendsonne fiel durch die Fenster der voll belegten Halle. Abdali, 24, zeigte seinen Schülern auf der Matte noch einen Griff, als er einen Schuss hörte.

Der Trainer rannte zur Notausgangstür, wollte sehen, was draußen vor sich ging, da gab es einen lauten Knall. Die Druckwelle einer Explosion riss ihn von den Beinen. Als er zu sich kam, sah er nur schwarzen Rauch, sein Kopf dröhnte, Blut floss aus seinem linken Ohr, aber das habe er nicht bemerkt. »Mein Körper war wie taub.«

Abdali wankte durch die verwüstete Halle, suchte seinen Bruder Basir, 18, ebenfalls Ringer. Er fand ihn bewusstlos am Boden, Metallsplitter hatten sich in seine Brust gebohrt, Teile der Lunge zerfetzt. Abdali schleppte ihn ins Freie, vorbei an leblosen Körpern, abgetrennten Armen und Beinen, die zu den talentiertesten Kämpfern des Landes gehört hatten.

Am liebsten hätte er einen Verletzten nach dem anderen auf sein breites Kreuz geladen, sagt Abdali, die dunklen Augen tränenerfüllt. »Vielleicht hätten dann mehr Kameraden überlebt.« Doch der Bruder rang nach Luft, musste dringend ins Krankenhaus. Wenig später explodierte auf der anderen Straßenseite des Klubs eine

zweite Bombe, versteckt in einem Lieferwagen. Ein Baum an dieser Stelle ist jetzt rußschwarz und blätterlos.

Der Angriff traf den renommiertesten Ringerklub Afghanistans schwer. Er kostete über zwei Dutzend Athleten das Leben, tötete mehrere Landesmeister, verletzte über 50 Menschen. Er war die Tat der Terrormiliz »Islamischer Staat« (IS), sie sollte vor allem Hazara treffen – Angehörige einer schiitischen Minderheit, von denen viele im Westen Kabuls leben. Menschen wie Fawad und Basir, die in den Augen der sunnitischen Extremisten keine Muslime sind, sondern Ungläubige.

Doch der Anschlag konnte die Moral der Menschen nicht brechen. Die Überlebenden wurden für viele Afghanen zu Helden. Und der Sport zum Symbol des Widerstands gegen den Irrsinn der Terroristen.

Der Hausmeister, der die Tat am Monitor einer Überwachungskamera verfolgt hatte, erzählt, wie ein junger Mann mit akkurat gescheiteltem Haar am Eingang der Halle den Wachmann mit einer Pistole erschoss, an der verriegelten Notausgangstür rüttelte und versuchte, in das Gebäude zu stürmen. Wie er hastig unter seine Jacke griff, eine Sprengstoffweste zündete – und gleichzeitig die Bombe in einer Ledertasche voller Metallstücke, die zu tödlichen Geschossen wurden.

Die Explosion riss den Wassertank von der Hallendecke, er habe den Boden in eine einzige Suppe verwandelt, in die sich das Rot des Blutes mischte, sagt der Hausmeister. »Wochenlang haben wir die verkohlten Fleischreste von den Wänden gekratzt und hinter dem Gebäude begraben.« Noch immer stecken Metallsplitter der Bombe in den Trägern des Daches.

Bis heute beschäftigt die Maiwand-Ringer die Frage, warum ausgerechnet sie Opfer des Terrors wurden. »Wir sind nicht nur Hazara. Wir sind Paschtunen, Usbeken, Tadschiken, die ganze afghanische Gesellschaft. Keiner von uns hat politische Ziele«, sagt Abdali. »Diejenigen, die uns das angetan haben, sind keine Muslime. Das sind Mörder.«

Der Krieg in Afghanistan tobt seit mehr als 18 Jahren. Er hat über 145 000 Menschenleben gefordert, ein Ende ist nicht in Sicht. Die radikalislamischen Taliban wollen das Land um jeden Preis mitregieren. Dem IS wiederum sind die Taliban und deren Auslegung des Islam zu lasch. Und die hilflose Staatsmacht muss zuschauen, wie das Sterben weitergeht.

Mehr als 8000 Tote und Verletzte gab es im vergangenen Jahr. Die Afghanen flüchten sich in den Glauben, suchen Halt bei der Familie. Und viele stärken sich mit Sport gegen Gewalt und Hoffnungslosigkeit. In Kabul lernen Frauen asiatische Kampfkünste und Boxen. Männer messen sich bei Mixed Martial Arts, stemmen Gewichte oder ringen.

Ein Mittwochnachmittag, kurz vor Trainingsbeginn. Coach Abdali, graues T-Shirt, kurze Hose, steht mit geschlossenen Augen in der Halle und legt eine Hand auf die Stelle der Mauer, in der nach dem Anschlag ein kleinbusgroßes Loch klaffte. »Friede sei mit Mohammed und seiner Familie«, murmelt er.

Dann ruft er seine Schüler zusammen. Gut 60 Mann, vom Teenager bis zum Greis, stellen sich nebeneinander auf, müssen ihre Hände vorzeigen. Abdali schreitet die Reihen ab. Wer zu lange Fingernägel hat, dem schlägt er mit der flachen Rechten auf den Handrücken. Sein Blick ist streng, der Ton scharf. Eigentlich habe er nie mehr auf die Matte zurückgewollt, sagt er.

Abdali ging zu keiner einzigen Beerdigung. Er saß zwei Wochen lang am Krankenbett seines Bruders und betete zu Allah, dass die Lunge nicht versagen möge. Die Ärzte rieten Abdali, den Bruder mit nach Hause zu nehmen, damit er dort in Frieden sterben könne. Er weigerte sich. »Basir bleibt hier!«, schrie er sie an. Der Bruder überlebte. Abdali nennt es »ein Wunder«.

Nachts plagten Abdali Träume von um Hilfe schreienden Kameraden, denen er nicht helfen konnte. Er hoffte, bei seiner Schwester in Teheran das Unglück vergessen zu können. Doch in Iran, fern der Heimat, fühlte er sich bald schuldig, die Kameraden

daheim im Stich gelassen zu haben. Er vermisste das Ringen. »Wenn du dir von Terroristen nehmen lässt, was du liebst, haben sie gewonnen«, sagt er.

Er kehrte zurück nach Kabul, wenige Monate nach dem Anschlag standen Abdali und ein paar andere Unbeugsame wieder in der Ringerhalle. »Keiner wusste, was er sagen sollte, es war ein beklemmendes Gefühl«, erzählt er. Vor ihnen aufgebaut hatte sich ein kleiner Mann mit schmalen Augen und knolligen Blumenkohlhohren.

Ghulam Abbas, 58 Jahre alt, ist der Cheftrainer des Ringerklubs. Er eröffnete ihn 1980 als einen von insgesamt 18 in Kabul, die den Namen des Ortes Maiwand tragen – 1880 siegten die Afghanen dort gegen die britischen Kolonialherren. Nach dem Angriff des IS steckte Abbas zusammen mit einigen Spendern viel Geld in die Reparatur der Halle.

Abbas hat unzählige Champions geformt, aus Jungen Männer gemacht und aus Kämpfern Sieger. Jetzt kämpfte er selbst mit den Nachwehen des Anschlags, durch den er seinen linken Arm verloren hat. Seine Frau muss ihm morgens helfen, die Socken anzuziehen. »Sie können uns töten«, sagte er bei seiner Rückkehr in die Halle. »Aber sie können uns das Ringen nicht verbieten.«

Als Abdali die Ansprache von Abbas gehört habe, sagt er, habe er beschlossen, nie mehr am Ringen zu zweifeln. »Von diesem Tag an wollte ich der Arm sein, den Ghulam verloren hatte.«

Abdali wurde zu Abbas' wichtigstem Mann. Er wusste, wenn der Klub zu alter Stärke finden wollte, dann brauchte es die Gemeinschaft. Abdali rief alle Athleten an, die sich nicht mehr in die Halle trauten. Er ging zu ihnen nach Hause, erklärte ihnen, dass es besser sei zu ringen, als mit Schmerz und Angst allein zu bleiben. Das wirkte.

Ringens ist in Afghanistan Volkssport, die Besten werden verehrt wie anderswo Fußballstars.

Mittlerweile hat der Klub mehr als 400 Mitglieder, fast doppelt so viel wie vor dem Anschlag. Neue Sportler könne man gerade nicht aufnehmen, dafür sei die 30 Jahre alte Halle zu klein. Schon jetzt stoßen sie sich bei Übungen an den Wänden. Damit jeder trainieren kann, gibt es drei Einheiten täglich, außer freitags, da ist der islamische Feiertag.

An diesem Nachmittag scheucht Abdali die Schüler beim Aufwärmen im Krebsgang über die Matte. Er lässt sie Vorwärtsrollen machen, Räder schlagen. »Ihr sollt euch nicht ausruhen«, brüllt er. Die Gruppe stöhnt, die Scheiben beschlagen. Einem Jungen wird zu heiß, er zieht sein T-Shirt aus, auf seiner Brust eine dicke Narbe. »Metallsplitter der Bombe«, sagt er.

Nach dem Aufwärmen zeigt Abdali den Athleten den »Saltur«. Dabei umklammert er seinen Gegner von hinten am Oberkörper, hebt ihn ein paar Zentimeter vom Boden und schleudert ihn kopfüber hinter sich. Abdali hat die Technik von Abbas gelernt. Seitdem der alte Trainer seinen Arm verloren hat, muss Abdali sie vorführen.

Über den Anschlag sprechen die Ringer kein Wort. Das schade nur der Seele, sagen sie. Porträts der Verstorbenen, die Abbas nach dem Angriff in der Halle aufhängen ließ, haben sie wieder abgenommen. Zu schmerzvoll sei ihr Anblick gewesen. Einzig ein übergroßes Poster unter der Hallendecke ist geblieben. Es zeigt Wakil Hussain Allahdad, einen der erfolgreichsten Maiwand-Ringer, der zur Legende wurde, weil er nach mehreren Anschlägen in Kabul Verletzte rettete. Auch er starb 2018 bei einem Attentat.

Als kaum mehr Tageslicht durch die Fenster der Ringerhalle dringt, geht der Hausmeister nach draußen und schmeißt einen benzinbetriebenen Generator an. Es wird hell, die Trainingsgruppe johlt. Abdali ruft sie zur Ordnung.

Seine Eltern legten bei der Erziehung viel Wert auf Disziplin, erzählt Abdali, der selbst Vater von zwei kleinen Jungen und einer Tochter ist. Er sei ein guter Muslim, sagt er, dreimal am Tag bete er, wie bei Schiiten üblich.

Abdali ist den Krieg leid, wie so viele Afghanen. Das Vertrauen in die Regierung hat er seit Langem verloren: »Der Staat kann uns vor der Gewalt nicht schützen.«

»Die Islamisten machen dieses Land kaputt«, sagt Ajmal Ghani, Cousin des Präsidenten und Mitgründer des afghanischen Sportbundes. Er lässt sich in die Couch auf seiner Veranda fallen und beißt in einen Riegel Toblerone. Seine Glock-Pistole vom Kaliber neun Millimeter schiebt er unter ein Sofakissen.

»Wir haben immer gehofft, dass der Sport immun gegen Anschläge ist«, sagt Ghani. »Sport mag doch irgendwie jeder.« Aber das sei eine Illusion. Immer wieder werden Cricket- und Fußballspiele Ziele der Extremisten. Vor zwei Jahren tötete ein Selbstmordattentäter bei einem Ringerturnier in der Provinz Helmand ein Dutzend Zuschauer.

Bei aller Gewalt scheint Ghani um die Zukunft seines Landes wenig besorgt – obwohl die USA einen Abzug ihrer Truppen planen. »Die Amerikaner können nicht ewig bleiben«, sagt er. »Wir müssen unsere Probleme selbst regeln.« Es klingt, als ginge er selten vor die Tür.

Mehr als die Taliban fürchten die Maiwand-Ringer einen erneuten Angriff des IS, dem immer noch Kämpfer zulaufen, bis zu 4000 sollen mittlerweile im Land sein. Zum Schutz hat der Klub hohe Mauern mit Stacheldraht um sein Gelände errichtet. Es gibt jetzt drei Sicherheitsschleusen, mehr Überwachungskameras, Taschenkontrollen. Hinter Schießscharten sitzen Männer mit Kalaschnikow. Auf der Wand neben dem Halleneingang steht in roter Sprühfarbe: »Lang lebe Maiwand«.

Seitdem Fawad Abdali wieder ringt, geht es ihm besser. Nur wenn er eine Autotür laut zufallen hört, zuckt er noch zusammen. Und wenn Basir, der Bruder, abends zu lange unterwegs ist, ohne sich zu melden, wird er wütend vor Sorge, sagt er.

Zur Landesmeisterschaft vor ein paar Monaten traten Fawad und Basir gemeinsam an. Mehr als tausend Zuschauer drängten sich in der Halle einer Militärschule in Kabul, besangen die Unbeugsamen vom Maiwand-Ringerklub.

In der Endrunde, getragen vom rauschenden Jubel der Menge, erkämpfte Fawad Bronze im Halbschwergewicht, Basir gewann Silber in der Klasse bis 66 Kilo. Nach der Siegerehrung lagen sich die Brüder lange in den Armen, überwältigt vom Erfolg. Und gerührt von dem Glück, am Leben zu sein.

Freigespielt

Aito Garcia Reneses wagte im Alter von 70 Jahren ein Abenteuer im Ausland: Er hob Alba Berlin auf ein neues Niveau. Mit dem Pokal und der deutschen Meisterschaft hat er seine Mission gekrönt - und macht trotzdem weiter. Porträt eines besonderen Lehrers.

Von Sebastian Schneider, rbb|24, 14.08.2020

Im Alter von 73 Jahren, sechs Monaten und neun Tagen wird Aito Garcia Reneses zum ersten Mal deutscher Basketball-Meister, aber das sieht man ihm nicht an. Er steht vor der Bande der fast leeren Münchner Halle, weißes Oberhemd und blaue Krawatte, die linke Hand auf die Hüfte gestützt. Als die Schlusssirene Tatsachen schafft, dreht er sich nach links und läuft den Verlierern entgegen, gibt ihnen die Hand und nickt ihnen kurz zu: Gutes Spiel, gutes Spiel, gutes Spiel, gutes Spiel. Nicht weit entfernt hüpfen seine Berliner Basketballer auf dem Parkett herum, sie schreien sich an, das Glück springt aus ihren Gesichtern.

Bei der Siegerehrung hängt der Trainer jedem eine Medaille um, er umarmt seine Spieler vorsichtig, klopft ihnen mit der Hand auf den Rücken. Sie gucken ihn an, wie Schüler einen Lehrer angucken, der sie durch den Abschluss gepaukt hat. Alba hat es geschafft. Garcia Reneses lächelt an diesem Junitag mit geschlossenen Lippen. Sein Blick sagt: Ich war, wo ihr jetzt seid. Das ist euer Moment, nicht meiner.

Alejandro Garcia Reneses ist einer der höchstdekorierten europäischen Basketballtrainer der Geschichte, aber vor allem ist er ein Ästhet des freien Spiels. Der Spanier hat fast jeden wichtigen Pokal gewonnen - aber um Titel ging es ihm nie. Reneses ist der Überzeugung, dass kein Spieler jemals auslernt. Er hat diese Überzeugung nie für seinen Job oder zumindest den nächsten Sieg geopfert und das macht ihn zu einem außergewöhnlichen Coach. So brachte er auch Alba Berlin den Erfolg zurück.

Manche Trainer verstehen Basketball, als wären die Akteure auf dem Feld dribbelnde Schachfiguren. Sie geben in jedem Angriff vor, wer als nächstes an exakt welcher Stelle den Ball bekommen soll um zu werfen. Sie misstrauen der Kraft der Intuition. Man kann damit sehr erfolgreich sein. Aber Aito hat Basketball so nie gesehen. "Ich wollte das Spiel in jedem Moment genießen. Ich wollte nichts anderes", sagt er.

Geboren wird Alejandro als Sohn einer Apothekerin und eines Arztes 1946 in Madrid. Schon bald rufen ihn alle nur bei seinem Spitznamen Aito. Seine Eltern interessieren sich nicht für Sport, aber sie schärfen ihm und seinen Geschwistern ein, immer ihr Bestes zu geben, erinnert er sich. Als zehn Jahre alter Schüler entdeckt er das Spiel, dem er sein Leben widmen wird. Bei Estudiantes wird er ausgebildet, mit dem Klub seiner Heimatstadt bringt er es zum spanischen Vizemeister. Daneben trainiert er die Minis. Aito wechselt 1968 zum großen FC Barcelona und wird dort Kapitän. Nebenbei studiert er Physik und Telekommunikation, um nicht dauernd bloß an Basketball zu denken. Er entwickelt Spaniens erste elektronische Anzeigetafel für Sporthallen, viel billiger als die importierten Dinger aus den USA. Bald hängt sie in 30 Arenen. Er erzählt das noch heute gerne, das merkt man ihm an.

Auf Fotos aus seiner aktiven Zeit erkennt man ihn sofort. Ein drahtiger Typ mit stechendem Blick, er trägt die Nummer 7. Mittelmäßige Technik, mittelmäßige körperliche Verfassung, trifft kluge Entscheidungen, aber weder ein guter Schütze noch schnell: So beschreibt sich Aito viele Jahrzehnte später selbst. Schon früh beherrscht er, woran andere Basketballer ihre ganze Karriere lang scheitern: Er erkennt seine Grenzen. Vielleicht hilft ihm das, später die Rolle jedes Einzelnen im Team so gut einzuschätzen, so intuitiv zu verstehen. 1973 hört er als Spieler auf, weil er seinen eigenen Ansprüchen nicht mehr genügt. Da ist er 26 Jahre alt.

Drei Monate später klingelt sein Telefon. Circul Catolic de Badalona, nicht weit von der katalanischen Hauptstadt, bietet ihm einen Job als Trainer. Er bleibt dort zehn Jahre. Nebenbei spricht er so viel wie möglich mit Basketballlehrern, deren Arbeit er bewundert. Er lernt. "Das Wichtigste ist, verliebt in das Spiel zu sein und viel darüber

nachzudenken. Es geht darum, sich alles einzuprägen, nicht nur spektakuläre Aktionen, sondern jede Kleinigkeit", sagt er einmal. 1985 verpflichtet ihn der FC Barcelona. Zu der Zeit dominiert gerade Real Madrid den spanischen Basketball. Damit ist nun Schluss.

Dabei fordert Aito nur selten fertige, teure Stars, sondern ist selbstbewusst genug, mit Jüngeren ins Risiko zu gehen. In den meisten Spielern entdeckt er Fähigkeiten, die andere übersehen haben. Auf Aitos Wunsch holt der Verein den Power Forward Audie Norris. Der hat in der NBA gespielt und war dort für seine Dunks gefürchtet, deshalb reduzieren ihn die Fans auf das Klischee des athletischen Springinsfeld. Aber im Herzen ist er ein anderer. Der Coach erkennt das. "Er hat mir die Freiheit gegeben, meinen Stil zu verfolgen. Ich war ein guter Passer und sehr schnell für meine Größe, ich konnte weiter draußen spielen als nur am Brett. Von Amerikanern waren sie damals gewohnt, dass sie erst werfen und dann fragen", erzählt Norris am Telefon.

Norris' Problem: Seine Knie lassen ihn im Stich. Er ist einer der höchstbezahlten Profis der spanischen Liga, aber fehlt jedes Jahr zwei bis drei Monate. "Andere hätten mich so schnell wie möglich rausgeschmissen. Aito hat mich nie fallen lassen, weil er meine Einstellung kannte. Das ist für mich bis heute unbezahlbar", sagt Norris. Es ist erstaunlich, wie sehr der Trainer von damals dem zu gleichen scheint, der mehr als 30 Jahre später mit Alba den Titel holt.

Aito lässt hart verteidigen. Seine Spieler starten koordinierte Gegenattacken, haben sie den Ball geklaut, geht es sofort ab nach vorn. Schon in Barcelona passt er seine Ideen ans Team an, er fordert die Spieler heraus, ihre Gedanken einzubringen. Er hat eine Ausstrahlung, die es ihm erlaubt, nicht laut werden zu müssen. Diese Art habe er nie wieder bei einem Coach gesehen, sagt Norris. Das einzige, was genervt habe: "Er hat im Training immer unterbrochen, um uns zu korrigieren. Selbst wenn wir in einen Rhythmus gekommen sind. Aber würde ich mich darüber beschweren? Vermutlich nicht", sagt Norris und lacht ein tiefes Lachen. Er lebt heute wieder in Barcelona. Dort trainiert er junge Spieler und bringt ihnen das wichtigste bei, das er gelernt hat: Geduld und den Mut, eigene Entscheidungen zu treffen.

Viermal in Folge wird Aito mit Barca spanischer Meister, dazu kommen zwei spanische und zwei europäische Pokalsiege. Der Grübler, den Journalisten anfangs als naiv und übertrieben stur kritisiert haben, ist jetzt ein Gewinner. Das gibt ihm ausreichend Kredit, sein Ding zu machen. Er fördert die späteren Weltmeister Juan Carlos Navarro und Pau Gasol, Spaniens goldene Generation. Aito tut dabei etwas Eigenartiges: Er spricht mit den jungen Männern darüber, Zeitung zu lesen, Kreuzworträtsel zu lösen, wie man an der Börse investiert. "Er betonte einfach den Wert eines Lebens und einer Bildung außerhalb von Basketball. Am Ende des Tages sind Trainer nicht nur auf der sportlichen, sondern auch auf der menschlichen Ebene Lehrer", sagt Pau Gasol heute über seinen Mentor. Gasol spielt seit 20 Jahren in der NBA, er hat eine unfassbare Karriere hingelegt. Wie wichtig Details auf dem Feld sind, lernte er von Aito. "Er ist ein Student des Spiels. Er arbeitet noch heute im Sommer mit Kindern genauso wie mit Profis. Das zeigt dir, wieviel Leidenschaft er hat", sagt Gasol.

Ein einfacher Typ aber ist dieser Trainer keinesfalls, bei aller Zurückhaltung scheint er seinen Wert sehr genau zu kennen. Er schmeichelt weder Journalisten noch Fans, sondern pflegt eine bewusste Distanz [es.sports.yahoo.com]. Wird ihm der Zirkus zuviel, oder hat er Stress mit der Vereinsführung, steigt er aus. Mehrmals in seiner Karriere macht Aito ein Jahr Pause, arbeitet als Fernsehkommentator und Vereinsmanager. Er lernt das Geschäft von allen Seiten kennen. Von außen begreift er, wo sein Platz ist.

Bei Joventut Badalona fängt er 2002 nochmal neu an. Bei dem Verein, der den Namen "Jugend" trägt, bringt er den frühreifen Point Guard Ricky Rubio im Alter von nicht mal 15 Jahren in der ersten Liga. Rubio hält dem Druck stand. Er entwickelt sich im Laufe seiner Karriere zu einem Weltklasespieler. In Badalona trainiert Aito auch den Neuköllner Jan Jagla. Der spätere Alba-Profi hält sich damals schon für einen recht kompletten Basketballer. Doch sein neuer Coach bringt ihm bei, wie man den Gegner in der Verteidigung aktiv zu Fehlern zwingt, anstatt nur zu reagieren. Wer vorne frei ist, darf werfen, immer wieder neu auf die Situation reagieren - bis er die beste Lösung findet. "Wenn du für Aito spielst, musst du bereit sein, dein Team vor dich zu stellen. Und du musst eine unglaublich hohe Selbstmotivation mitbringen.

Deshalb funktionieren gerade junge Spieler so gut bei ihm. Sie wollen dazulernen und sich beweisen", sagt Jagla heute.

Auch ihm gefällt, dass dieser Coach neben der Arbeit kaum über Basketball redet, sondern lieber über die Natur, Tiere, interessante Gebäude. Einmal sind sie bei einem Auswärtsspiel in Moskau und Aito will seinem Team unbedingt eine besonders schöne Metro-Station zeigen, aber er hat den Namen vergessen. Sie gurken eine Dreiviertelstunde lang durch den Moskauer Untergrund. Sie finden gar nichts. "Das ist eben Aito", sagt Jagla am Telefon und man hört, dass er lächelt. 2008 verlässt Aito Badalona, um die spanische Nationalmannschaft bei den Olympischen Spielen in Peking zu trainieren. Er führt sie bis ins Finale. Dort setzen sich die USA erst zwei Minuten vor dem Ende durch. Bei Joventut beerbt ihn sein Assistenz-Trainer, der ähnlich spielen lassen will wie sein Mentor. Aber die Kunst des Don Alejandro lässt sich nicht einfach kopieren. Nach nicht mal einer Saison wird sein Nachfolger gefeuert.

In Sevilla trifft Garcia Reneses 2012 auf den dürren Letten Kristaps Porzingis. Er wirft den 17-Jährigen ins Spiel der Veteranen, probiert ihn auf jeder Position aus, wie er das bei Lehrlingen immer tut. Eine seiner Devisen lautet: Um etwas zu verbessern, muss man es in kleine Stückchen zerteilen und immer und immer wiederholen. Porzingis ist 2,21 Meter lang. Er lernt zu dribbeln, zu passen und von weit draußen zu treffen – er lernt, zu denken wie ein Aufbauspieler. Früher hätte man einen Giganten wie ihn einfach unter dem Korb geparkt. Heute ist Porzingis ein Superstar in der NBA, der von überall treffen kann. "Er hatte die Autorität und die Erfahrung, einem jungen Kerl wie mir zu vertrauen, Minuten zu geben und Fehler zuzugestehen", sagt er.

Während seiner Zeit auf Gran Canaria, wo er von 2014 bis 2016 lehrt, hat Aito immer wieder mit dem Scout Himar Ojeda zu tun. Als er danach wieder mal eine Pause einlegt, ruft ihn Ojeda an, der mittlerweile einen neuen Job hat: Als Sportdirektor soll er Alba zurück zum Erfolg führen. Es gebe da ein interessantes Projekt in Berlin, erzählt er seinem Landsmann Aito: Ob er sich das nicht vorstellen könne?

Schon 2005 hat sich Alba Berlins Führung entschieden, etwas anderes zu probieren. Der Klub sucht eine neue Identität. Aus der Not entsteht eine simple Überlegung: In Berlin gibt es zwar nicht besonders viele zahlungskräftige Sponsoren – aber es gibt 3,4 Millionen Einwohner, den Speckgürtel nicht eingerechnet. Es ist das größte Sportlerpotenzial des Landes. Alba schickt Trainer in Schulen und Kitas, in abgeranzte Turnhallen, wo die Lehrer froh über jede Unterstützung sind. So bringen die Basketballer pro Woche 10.000 Kinder mit ihrem Spiel in Berührung. Nach zwölf Jahren Arbeit sind die ersten Talente reif für die Höhenlagen.

Aber um den neuen Boom des Berliner Basketballs glaubwürdig mit dem Anspruch auf Titel zu verbinden, braucht es den richtigen Trainer. Im Sommer 2017, da ist er 70 Jahre alt, nimmt Aito Garcia Reneses seinen ersten Job im Ausland an. In seiner Freizeit spaziert er fortan gerne durch die Parks und Straßen Berlins, fotografiert Schwäne, Turmfalken, den Landwehrkanal. Er legt sich einen Instagram-Account zu. Basketballfotos postet er nie.

Aitos Lieblingsplatz in der Berliner Arena ist der Stuhl hinter der Bande. Die Arme verschränkt, die Beine übereinandergeschlagen, sitzt er dann da. Hat er einen Einfall, nimmt er die Kappe seines Eddings ab, steckt sie zwischen seine Lippen wie eine Zigarre und notiert etwas auf dem Taktikbrett. Ob seine Mannschaft mit 10 führt oder mit 20 zurückliegt, verrät sein Gesicht selten. Der Coach sagt jedem, was er von ihm erwartet. Er spricht leise, damit alle zuhören. Schreit nicht herum, weil sich das abnutzt. Nimmt in Spielen kaum Auszeiten, weil er seiner Mannschaft nicht verraten will, worauf sie selber kommen soll. Taktische Fouls lehnt er ab. Wer nach dem zweiten oder dritten Mal nicht umsetzen kann, was er verlangt, guckt zu. Aber wird nicht vor den anderen gedemütigt. Es gab Alba-Trainer, die das anders handhabten.

"Es gibt zwei Arten von Ratschlägen", beschreibt Aito seine Philosophie. "Eine ist, genau zu erzählen: 'Mach es so oder mach es so.' Die zweite ist: Du sagst nicht viel, sondern machst es vor – und die anderen verstehen, dass es gut und interessant wäre, das auch auszuprobieren. Es ist die beste Art um zu lernen, davon bin ich überzeugt." Man könnte sagen, dass Aito seine Mannschaft auf einen Weg mit vielen Abzweigungen führt. Welche sie wählen, müssen sie alleine entscheiden.

Der 16-jährige Franz Wagner wird zum bisher jüngsten Bundesligaspieler der Geschichte, der Abiturient Jonas Mattisseck knallt den Bayern unter dem Getöse ihrer Fans fünf Dreier rein und befördert sie aus dem Pokal. Aito bewerte, was er im Training sehe, nur danach entscheide sich, wieviel man spiele, sagt Mattisseck im Podcast "Got Nexxt". Ob einer dann im Ernstfall die Lichter ausschießt oder alles vergeigt, ist erstmal wurscht. Das nimmt den Talenten den Zwang, in den wenigen Minuten, die sie kriegen, ihr Bestes zeigen zu müssen. Der Preis dafür ist, dass Alba auch mal Spiele verliert, die es nicht verlieren müsste.

Dass es Spaß macht mit diesem Trainer, spricht sich rum. Alba bekommt plötzlich Profis, die sonst nicht zu haben wären. Sportdirektor Ojedas Stärke ist es, sie dem Coach genau am richtigen Punkt ihrer Karriere hinzustellen – Mitte zwanzig, gutes Fundament, aber noch kein Dachgeschoss. Weiter entwickelte Spieler kann man sich in München leisten, für Alba wären sie zu teuer. Luke Sikma zum Beispiel ist bei seiner Ankunft sicher kein Schlechter, aber eben noch nicht ansatzweise der Typ, der später den Meisterpott umklammert. Oder der Kalifornier Spencer Butterfield: Er kann wahnsinnig gut Dreier werfen, aber ansonsten viel weniger als er dachte, fällt ihm bald auf. "Aito brachte mir bei, wie ich meinen Gegner nicht nur körperlich ausspielen, sondern auch mental austricksen konnte. Ich fühlte mich, als ob mein Basketball-IQ extrem nach oben ging", sagt Butterfield, der heute wieder in den USA lebt und dort Häuser verkauft.

Die ersten Jahre sind erfolgreich, aber für manchen Kritiker irgendwann nicht mehr erfolgreich genug. Bundesliga, Eurocup, Pokal: Ins Finale finden die Berliner fast jedes Mal, aber dann verfransen sie sich. Ist der alte Aito zu passiv? Zumindest hinter vorgehaltener Hand wird die Frage gestellt. Müsste er vielleicht aktiver eingreifen? Muss er nicht ans Steuer, wenn das Navi streikt? Muss er nicht, findet Aito. Kritik lässt er abperlen. In der dritten Saison schließlich fällt der Groschen. Alba macht immer noch genug Fehler und steht auf dem vierten Platz. Aber der Gewinn des BBL-Pokals gegen Oldenburg beweist den Männern in den gelben Leibchen, dass sie nicht immer dazu verdammt sein müssen, am Ende bloß artig zu gratulieren. In der Euroleague zeigen sie, dass sie inzwischen mit den Besten mithalten können. Dann kommt Corona.

Die zwei Monate Pause treffen die Berliner weniger schlimm als ihre Konkurrenten. Als das Finalturnier in Münchens Geisterhalle startet, hilft ihnen, dass sie seit Jahren eingespielt sind. Jeder kann übernehmen. Das Team findet Lösungen, egal was die Gegner ihm auch entgegenwerfen. Alba verliert kein einziges Mal. Im Hinspiel des Finals wird Ludwigsburg mit 28 Punkten Vorsprung perforiert. Ein paar Tage später regnet silberblaues Konfetti vom Hallenhimmel. In der Münchner Halle ist die letzte Medaille für den Chef. Der Kapitän Niels Giffey hängt sie ihm um und Aitos fast schüchternes Lächeln wird breiter, er sieht Giffey in die Augen und wirkt jetzt stolz. Es ist ein rührender Augenblick. Er hat soeben den 22. Pokal seiner Trainerlaufbahn gewonnen, aber wichtiger ist ihm, dass alle Spieler sich verbessert haben, sagt er. Dass sie den Wert des Teams erkannten. Der Perfektion in manchen Augenblicken nahe gekommen sind, ohne wie Roboter zu spielen.

Der großen Basketballwelt entgeht nicht, was der Senior im Rentenalter mit seinen Jungs geschafft hat. Natürlich haben seine ehemaligen Schüler genau zugeschaut, Porzingis und Gasol, Jagla, Butterfield und Norris. Sein Handy, das er in einem Lederetui am Gürtel trägt, brummt immerfort. "Es ist schon schade, dass diese Momente so schnell vergehen", sagt Aito am Telefon in seiner Berliner Wohnung, wenige Tage nach dem Triumph. Da überlegt er noch, ob er weitermachen will. "In manchen Augenblicken denke ich daran, ob es jetzt nicht besser wäre, mich etwas mehr auszuruhen", sagt er. Im Dezember wird er 74. Er ist an beiden Augen operiert worden, er spürt sein Alter. Alle wollen wissen, ob er bleibt, aber Aito sagt nix. Bei Alba wissen sie, dass es keinen Sinn hat, ihn zu drängen.

Nach dem Telefonat fährt er erstmal in den Urlaub. Er bestaunt Surfer im Münchner Eisbach, Fachwerkhäuser in Rothenburg ob der Tauber, Flamingos im Delta des Flusses Ebro, er schnorchelt mit Quallen. Der Lehrer fühlt nach, ob die Liebe zu seinem Beruf noch groß genug ist. Währenddessen dreht sich das Karussell weiter, wie jeden Sommer: Sechs Spieler verlassen Berlin, die Zeit mit Aito hat ihnen gute Verträge eingebracht. Fünf andere ersetzen sie, auf den ersten Blick sieht es nicht aus, als würde sich Alba verschlechtern. Aus der Ferne beschließt Aito: Er kann ihnen noch was beibringen. Drei Tage vor dem Start der Vorbereitung verkündet der Klub seine Vertragsverlängerung.

Der wichtigste Mann wird Alba noch ein Jahr erhalten bleiben, aber er muss nicht mehr jede Gegnerhand in, sagen wir, Vechta schütteln oder in Belgrad am Gepäckband warten. Ob es wirklich nötig ist, dass er seinen Koffer packt, entscheidet nur er. Seine Assistenten haben gelernt, das Spiel mit seinen Augen zu sehen. Der Altersteilzeit-Aito darf ihnen dann Tipps am Telefon durchgeben, sich ansonsten seinem Werk in der geliebten Trainingshalle sowie Spechten oder Buntmeisen widmen. Natürlich freue er sich für seine Mannschaft, wenn sie einen Titel gewinne, sagt Aito. "Aber für mich ist nur entscheidend, ob du das Maximum gibst. Das ist der Weg, glücklich zu sein. Er macht dich unabhängig vom Ergebnis."